

Johannes Siegert

*Ein Dutzend Gegenstände  
und ein Dutzend Geschichten*

Johannes Siegert

*Ein Dutzend Gegenstände  
und ein Dutzend Geschichten*



Cuvillier Verlag Göttingen

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2008

978-3-86727-725-9

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2008

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

[www.cuvillier.de](http://www.cuvillier.de)

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2008

Gedruckt auf säurefreiem Papier

978-3-86727-725-9

## INHALT

Der Teller	5
Das Foto	15
Der Spiegel	25
Die Kerze	31
Die Flasche	39
Der Blumentopf	49
Der Schlüssel	57
Der Schrank	63
Der Brief	75
Die Puppe	81
Die Brille	89
Das Wasserglas	97



## Der Teller

Die Geschichte eines Tellers. Richtiger: Der Lebenslauf eines Tellers. Denn dieses runde Etwas mit einem leicht geschwungenen Goldrand dazu, und ... (lassen wir das noch, das kommt später) ist mehr als ein bloßer Teller, es ist ein porzellanener Gegenstand mit einer Seele, ein zum Leben erwecktes Häuflein Kaolin.

Die Luft roch nach Bratwurst, mehr noch: war geschwängert mit dem Duft echter Thüringer Rostbratwurst. Ein Leierkastenmann hatte seine ältesten Platten aufgelegt – „Oh du lieber Augustin ...“, „Ännchen von Tharau ...“, „Untern Linden, untern Linden ...“ und dergleichen. Ein Schwarm Spatzen stritt und raufte sich um ein achtlos weggeworfenes Brötchen, ein Käsebrötchen, dessen Käse bereits weggepickt war. Es war Samstagvormittag auf der Uferpromenade, wo wie an jedem ersten Sonnabend im Monat „Der große Friedrich“ abgehalten wurde: Ein Flohmarkt, ungefähr 100 Meter breit und etwa 1,5 Kilometer lang mit allem nur erdenklichen Krimskrams. Puppen ohne Gliedmaßen; Muranogläser in kitschig bunten Farben; japanische Fächer, made in Taiwan; Totenköpfe aus Plastik (in Mitteldeutschland als „Plaste“ bezeichnet), unwahrscheinlich gut gemacht; dazwischen echte Edelsteine, zum Beispiel böhmische Granaten, feurig leuchtend; Kruzifixe aus Holz, Blech und Elfenbein; Tausende von Büchern, von denen manch eines das Herz eines Bouquinisten hätte höher schlagen lassen; Montblancfüller mit echten Goldfedern usw. usw. „Der große Friedrich“ hat seinen Namen bekommen von dem Reiterstandbild, das mitten auf der Promenade steht, bereit zum Sprung ins Wasser, aber der hohe Herr hält sein Ross gerade noch zurück, denn mit strengem Blick muss er das Flohmarkttreiben beobachten,

damit alles mit rechten Dingen zugeht. Dafür kann sich die Stadtverwaltung den Ordnungshüter sparen. Was Friedrich nicht im Griff hat, sind die seit jüngster Zeit eingeschleusten Imitationsgartenzwerge aus dem östlichen Nachbarland, wodurch ein altes deutsches Kulturgut diskreditiert wird.

Es war gerade neun Uhr dreißig, vom Marktturm war der Glockenton zu vernehmen, als sie sich am Nordende in das Gewühle mischte. Sie trug nichts Auffälliges, blaue Jeans und einen orangefarbenen Pulli, aber sie war auffällig durch ihren bis zum Po reichenden rabenschwarzen Pferdeschwanz, den sie kess nach vorne über ihre linke Brust herunterhängen ließ, so, als hätte sie Angst, ein Taschendieb – und gegenüber diesen war selbst Friedrich machtlos – könnte ihn ihr klauen. Vielleicht war die Befürchtung nicht unbegründet, denn ein Perückenmacher hatte ihr schon einmal 180 Euro für ihren Haarschmuck geboten. Man stelle sich vor, jemand trägt ständig, selbst wenn er splitternackt ist, einhundertachtzig Euro mit sich herum!

Zur gleichen Zeit schlenderte er, aus dem Park kommend, durch die südlichen Stände und Buden. Hier ist die Domäne der Türken mit ihren Wasserpfeifen, der Exiliraner mit Teppichen und der untereinander russisch sprechenden Händler mit wunderschönen Samowaren, ziselierten Arbeiten, die teils echte antike Stücke sind, noch mit Holzkohle zu heizen, teils moderne Industrieware mit Elektrokabel. An einem Stand blieb er stehen. „Welchen Becher wollen der Herr? Habe alle Namen. Für Sie, für Frau, für Freundin, für Kinder, für Jungen und Mädchen ...“ Er kümmerte sich nicht um den Wortschwall und kramte in der Kiste. „Habe Blankobecher. Kann jeden Namen draufschreiben. Mit Emaillefarbe, geht nicht ab, geht auch für Waschmaschine.“ Er hat tatsächlich seinen etwas ausgefallenen Namen gefunden. Igor. Vielleicht ist der südländisch aussehende Mann Bulgare oder

Griechen oder irgendein Oste. Soll ich ihn kaufen? Aber was soll ich damit!? „Kostet nur drei Euro fünfzig.“ Aber ich habe doch schon ein halbes Dutzend davon. Wenn meine Schwester doch nur nicht diesen blöden Tick hätte! „Drei Stück ist noch billiger. Drei Stück nur zehn Euro.“ – „Ja, schon gut“, und er ging weiter. Ein paar Schimpfwörter hörte er hinter sich noch nachrufen in einer Sprache, die er allerdings nicht verstand.

Genau in der Mitte des Rummels trafen sie aufeinander, Igor und die Schöne mit dem langen schwarzen Pferdeschwanz. Exakt unter dem Patina-überzogenen Pferdeschwanz, man sagt wohl besser Schweif, des Friedrichschen Rosses hatte eine kleine dicke Frau mit einer großen Warze auf der Nase und durchtrieben-blitzenden Augen ihren Stand. Der Pferdeschweif ragte wie ein Damoklesschwert darüber. Käme er herunter, wären Händlerin und Stand zweigeteilt.

Er und sie waren wie elektrisiert. Im gleichen Moment griffen sie nach dem Teller. Dabei berührte er ihre Hand, eine zarte Rötung durchlief ihr Gesicht. „Den möchte ich haben!“ – „Ich war etwas eher!“ – „Nein, wir waren gleichzeitig, aber ich habe ihn früher entdeckt.“ Sie hielten beide den Teller fest und zogen und zerrten. Da er natürlich stärker war, musste sie ihre andere Hand mit zu Hilfe nehmen. Plötzlich sagte sie mit Tränen in den Augen, was ihn aber nicht rührte: „Sehen Sie doch, hier unten rechts das Signum P.J.K., Philipp Joseph Kraus, das ist mein Ur-Ur-Großvater, vielleicht auch drei Ur-, spielt ja keine Rolle, auf jeden Fall mein Vorfahre, deshalb gehört der Teller mir!“ – „Urgroßvater hin oder her, der Teller zeigt meine Heimatstadt, mein Elternhaus, was ist seliger als das Elternhaus?“ – „Ja, aber ...“ – „Nix ja aber. Schauen Sie. Da oben das Schloss mit dem Schlossberg. Hier vorn der Marktplatz. Rechts die Türme der Marktkirche,



links die Fachwerkhäuser. Und gerade hinter der Postkutsche das Haus, das ist es! Mein Elternhaus! Hier bin ich geboren, hier bin ich aufgewachsen. Und genau das Fenster über dem Posthorn, sehen Sie! (das sagte er mehr zu der sich köstlich amüsierenden Flohmarkthändlerin, die so etwas wohl noch nicht erlebt hatte und die im Geiste schon den Preis hochschraubte, mehr zu ihr also als zu seiner Kontrahentin), sehen Sie! Da wo der Fensterflügel offensteht, da stand meine Wiege!“ Unbeeindruckt erwiderte die Dame: „Das ist mir scheißegal!“ – Dame oder doch nicht Dame? – und begann von neuem an dem Teller zu zerren und zu ziehen.

Es machte Knack und jeder hielt eine Tellerhälfte in der Hand. Unglücklicherweise Igor den Signetteil, die Barbarin, so nannte er in diesem Augenblick sein weibliches Gegenüber, das Elternhaus. Mit der nur Frauen eigenen Reaktion steckte sie ihre erkämpfte Scherbe in die Handtasche, warf ihren Kopf in den Nacken und erklärte zum Erstaunen aller – inzwischen hatte sich nämlich die Szene zum öffentlichen Schauspiel entwickelt: „Der Herr bezahlt.“, bahnte sich ihren Weg durch die Menge und war verschwunden.

Nun war es mit der Heiterkeit der Händlerin vorbei. Es sei ein besonders kostbares Stück gewesen, mindestens hundert Euro wert, dabei würde sie aber keinen Cent verdienen, und jetzt dieses Fiasko, das Wort wiederholte sie mehrere Male, und wenn der Herr nicht bezahlt, dann werde sie die Polizei rufen. An ein Weglaufen, so wie es die Barbarin getan hatte (inzwischen tat ihm diese Beschimpfung leid, eigentlich war sie doch eine reizende Person) war nicht zu denken, denn die gespannten Zuschauer, die begeistert waren, etwas zu erleben, hatten rund um den Stand eine so dichte Menschenmauer gebildet, die zu durchbrechen unmöglich gewesen wäre. Es musste also eine andere Strategie her. Igor betrachtete den Teller genauer, sah

sich die Bruchstelle an, drehte den Teller um – da! Längs der Bruchlinie waren geringe Reste von Porzellankitt sichtbar, fast nur mit der Lupe auszumachen. Jetzt war *sein* Auftritt gekommen. Er bezichtigte die Händlerin des Betruges. „Des *versuchten* Betruges“, klang es aus der Menge. Er und die Dame hätten sich bestimmt geeinigt. Aber einen gekitteten Teller könne schließlich niemand gebrauchen. Bestenfalls hätte er einen symbolischen Wert. Mehr als zehn Euro könne er für dieses Bruchstück keinesfalls bezahlen. „Höchstens!“ – „Das ist zu viel!“ – „Die Hälfte!“ – „Mülltonne!“ rief das Publikum durcheinander. Bei dem Zuruf „Mülltonne“ zuckte es in Igor und er glaubte, dass sich auch der Teller gegen diese Beschimpfung wehrte. Er spürte sein Zucken in der Hand.

Die kleine dicke Frau mit der Warze auf der Nase hinter dem Stand merkte, dass die Stimmung gegen sie umschlug, und mürrisch keifte sie: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ Bei diesem Wort hüpfte Igors Herz und des Tellers halbe Seele. Igor wandte sich um, die Leute bildeten applaudierend eine Lücke und Igor verschwand.

Am Abend saß er gemütlich, aber unruhig im Sessel und hörte Musik, die falsche Tellerhälfte vor sich. Am Abend saß sie gemütlich, aber unruhig im Sessel und hörte Musik, die falsche Tellerhälfte vor sich.

Wie mag er heißen? Wo mag er wohnen? Ich muss ihn wiedersehen! Aber wie? Es war bezaubernd, wie er Barbarin zu mir gesagt hat, einfach süß!

Ihr Pferdeschwanz – Provokation und Liebreiz zugleich! Und das Schwarz ihrer Haare, einfach fantastisch! Was für Augen hatte sie eigentlich? Bei den Haaren können sie nur dunkelbraun sein – wie bittere Schokolade. Es gibt bestimmt keine zweite Frau mit solchen Haaren in dieser Stadt. Ich werde sie suchen!

Vielleicht denkt er auch an mich – oder an meine, das heißt also an seine Tellerhälfte, der Egoist! Aber dann hätte er nicht Barbarin gesagt, vielleicht blöde Ziege.

Scharf denken! Wenn sie heute auf dem „Großen Friedrich“ war, dann wird sie das nächste Mal sicher wieder hingehen. Ich werde ab sechs Uhr dort sein und den ganzen Tag das Gelände absuchen.

Ich werde am Mittwoch und Samstag eine Anzeige in die Zeitung setzen: Großer Friedrich am soundsovielten, Episode mit einem zerbrochenen Teller zwischen junger Dame mit langen schwarzen Haaren und nett aussehendem Herrn – nein! – sympathischem Herrn – nein! – jungem schlanken Herrn mit Lederjacke. Ich möchte Sie gern wiedersehen. – Nein, das ist schon zu viel, das „gern“ nehme ich weg. Das ist immer noch zu persönlich. Ich schreibe: Rufen Sie mich bitte an, Tel.-Nr. xyz.

(Nach der dritten Tasse Tee) Das ist es! Das ist die Idee! Er holte die gelben Seiten des Telefonbuches und suchte alle Friseure, Coiffeure und Hairstylists heraus – es kamen 67 zusammen.

Die Barbarin wartete auf einen Anruf – vergeblich! Auch der zweite Anlauf blieb erfolglos. Kein Wunder, denn er las nicht die örtliche Zeitung. Das war ein Fehler. Das hätte er tun sollen. Stattdessen nahm er das viel zeitaufwändigere und anstrengendere Unterfangen auf sich, durch die ganze Stadt zu fahren, kreuz und quer, in jeder Mittagspause, nach Feierabend im Institut, mal mit dem Auto, mal mit der Straßenbahn, immer wie ein Adler nach den Haaren der Frauen spähend, um in jedem Friseurladen, streng alphabetisch vorgehend, dazu war er schließlich gemäß seinen naturwissenschaftlichen Prinzipien verpflichtet, nach einer Kundin mit

besonders langem rabenschwarzem Haar zu fragen. Alle Auskünfte, sofern er überhaupt welche erhielt, waren zu vage, führten ins Nichts.

Wie ein Kleinod, wie ein Foto der Partnerin trug er den halben Teller, der einst einen Durchmesser von etwa 20 Zentimetern besaß, sorgsam eingewickelt in weißes Seidenpapier, ständig in der Innentasche seiner Jacke. Und nach jedem fehlgeschlagenen Friseurinterview setzte er sich, wieder im Freien, bei jedem Wind und Wetter, irgendwo hin, wickelte die Scherbe, deprimiert, ganz sorgsam aus, drückte einen Kuss auf sie, unbewusst fast immer auf das P.J.K., wickelte sie behutsam wieder ein und verstaute sie in der linken Brusttasche.

Auch die Barbarin hütete ihren Schatz auf das Sorgfältigste. Sie hatte ihn zwar nicht eingewickelt, aber sie hatte in ihrer schwarzen mit silbernen Applikationen verzierten Handtasche ein Fach leergeräumt (für eine Frau das Höchste, was sie tun kann) und ihn darin verstaute. Auch sie hat ihr „Schatzi“, wie sie die Scherbe liebevoll nennt, wenn sie mit ihrer Freundin plaudert, überall mit hin genommen. Und ihr Gefühlsleben war noch konsequenter als das von Igor, denn vorm Zubettgehen und nach dem Aufstehen musste Schatzi einen Kuss bekommen. Nach zwei oder drei Wochen nahm sie Schatzi sogar mit ins Bett, und sie redete mit ihm, und Schatzi hat nie ihren Redefluss unterbrochen. Nur manchmal, wenn sie mit ihrer Armbanduhr daran stieß, gab es ein leises Kling. Das machte sie selig. Ach könntest du doch nur einmal „Geliebte Dorothee“ sagen!

Wieder einmal folgte nach einem missglückten Friseurbesuch die Kusszeremonie an der Straßenbahnhaltestelle. Die Frau eines Seniorenehepaares, der man ihre Grantigkeit schon von Weitem ansah, beobachtete das Geschehen; der Mann, schon leicht an Demenz leidend, sah

zwar auch zu, es ließ ihn aber kalt. Die Frau jedoch: „Hast du das gesehen? Bei dem tickt es wohl nicht richtig. Ich habe letztens in der Bild gelesen .....“ In der Bahn *stand* Igor; das machte er jetzt, seitdem er die Barbarin sucht, immer, denn so kann er durch die Glastüren in die anderen Wagen spähen, und er hat freien Blick auf die Bahnsteige beiderseits. Da! Auf der Station „Südtor“ sieht er sie. Herausspringen kann er nicht mehr, die Bahn setzt sich gerade in Bewegung. Er stürzt zum Fenster, latscht dabei der Alten, die fest daran glaubt, dass er einen Tick hat, auf die Füße, hört mit einem halben Ohr etwas von Irrenanstalt, reißt seine Tellerhälfte aus der Jackentasche, zeigt sie nach draußen, fuchtelte mit dem anderen Arm wie wild vor der Scheibe – ja, in der Tat, sie sieht ihn, er deutet mit dem Zeigefinger an, dass sie hier warten soll, sie versteht und nickt lächelnd, beide winken sich noch kurz zu, dann sinkt er erschöpft auf einen freien Platz, springt sofort wieder auf, abermals plädiert die Alte für die Irrenanstalt, und er läuft zur Tür, um sofort bei der nächsten Station auszusteigen und zurückzufahren.

Sie umarmen und küssen sich, ganz instinktiv. Plötzlich begreifen sie, dass diese Begrüßung wohl doch noch nicht angemessen war. Sie blicken einander verlegen an, aber tief in die Augen (ja, es stimmt: schokoladenbraun). Dann rettet er die Situation und sagt: „Ich heiße Igor.“ – „Ich bin Dorothee“, erwidert sie. Noch ein Kuss und sie verlassen Hand in Hand die Station.

Dann geht alles sehr schnell. Noch am selben Abend gingen sie zusammen essen, am nächsten Tag ins Kino, kurz darauf ins Theater und ins Konzert, dann verbrachten sie die Abende und bald auch die Nächte entweder bei ihr oder bei ihm, sie unternahmen Ausflüge und Wanderungen, besuchten Ausstellungen sowie Museen, kurz: Sie waren ein Paar. Schon nach einem

halben Jahr saßen sie vor dem Standesbeamten. Der allerdings war etwas irritiert, als sie sich gegenseitig keine Ringe ansteckten, sondern zwei Tellerhälften austauschten.

Nach der Hochzeit ließen sie von einem Restaurator die Tellerseele so kunstvoll wieder zusammensetzen, dass man auf der Bildseite von dem Schaden nichts sehen, noch nicht einmal etwas ahnen konnte. Das wiedererstandene Schmuckstück fand einen Ehrenplatz in der Vitrine und blickte allgegenwärtig in das Geschehen. Es war bei intimen Candle-Light-Abenden ebenso dabei wie bei wichtigen Vertragsgesprächen, bei ausgelassenen Partys mit Freunden ebenso wie bei der Abfassung wissenschaftlicher Vorträge.

Apropos Freunde. Mit einem Paar, das sich nicht entschließen konnte zu heiraten, hatten Dorothee und Igor ein besonders herzliches Verhältnis. Es gab nichts, was sie nicht miteinander besprachen oder gemeinsam planten. Umso überraschter waren die Zwei, als eines Tages von Igor und Dorothee kein Anruf und keine Mail mehr kam, aber auch der Telefonhörer nicht abgenommen wurde. Eine Handy-Kommunikation konnte auch nicht stattfinden, weil alle Vier eine unüberwindliche Abneigung gegen Handys verspürten. Nach etwa vierzehntägiger Funkstille und verschlossener, offenbar leerer Wohnung machte man sich doch ernstlich Sorgen. Natürlich hatten die befreundeten Paare gegenseitig Wohnungsschlüssel, und so beschlossen die Beiden – das erste Mal! – in die Wohnung einzudringen. Es war tiptopp aufgeräumt, kein schmutziges Geschirr stand herum, die Vorhänge waren zugezogen, und aus Fernseher, Stereoanlage und allen anderen Elektrogeräten waren die Stecker herausgezogen, um den Stand-by-Strom zu sparen.

In der Küche dann die Überraschung. Auf dem Tisch lagen zwei kleine Hämmer (sie waren identisch, ganz neu, 4,99 € von OBI) inmitten von Dutzenden kleiner „Schatzi“-Scherben. Dabei ein Zettel: „Liebe Regina, lieber Thomas, wir wissen, dass Ihr nachschauen kommt, wenn wir uns nicht melden. Puzzelt den Teller bitte wieder zusammen. Danke! Eure Dorothee, Euer Igor.“ Die Beiden gossen sich ein Glas Terlaner ein – sie wussten natürlich, wo der Wein steht – und machten sich an die Arbeit. Gegen Mitternacht hatten sie ihr Werk vollendet. Das Tellerpuzzle war geschafft, aber es hatte zwei Löcher, es fehlten zwei Teile: das P.J.K. und das Fenster hinter dem Postillion.

## **Das Foto**

Auf der Flucht wurde die Familie auseinandergerissen. Den vierjährigen Oskar hat eine Frau in den mittleren Jahren an sich genommen, die selbst keine Kinder bekommen konnte und die auf der Flucht ebenfalls ihre Angehörigen verloren hatte. Sie waren wie Strandgut, die zusammen angespült wurden und die von nun an zusammengehörten. Oskar durfte Mama zu der fremden Frau sagen, er durfte sich bei ihr, wann immer er wollte, ankuseln, und es dauerte nicht lange, bis der Junge seine eigene Familie vergaß.

Die Wirren der Zeit beruhigten sich langsam wieder. Oskar mit seiner neuen Mama fanden eine zweite Heimat, sie bekamen mit Hilfe von neuen Freunden eine zwar kleine, aber gemütliche Wohnung, die mit Zeichnungen von klein Oskar geschmückt wurde. In der Schule war er der Beste im Kunstunterricht, der Lehrer erkannte die Begabung des Jungen und sorgte dafür, dass er bei einem professionellen Maler in die Lehre gehen konnte. Der veranlasste, dass Oskar Wanka – das war der Name der Mama, die dafür gesorgt hatte beziehungsweise sorgen musste, dass auch der Knabe einen Familiennamen besaß; dass er Oskar hieß (ob mit c oder mit k ließ sich nicht feststellen), das wusste der kleine Strandgütler selbst –, dass Oskar Wanka also bereits mit zwölf Jahren in einer Aufsehen erregenden Bilderausstellung gezeigt wurde.

Die Jahre vergingen. Oskar absolvierte ein exzellentes Abitur und ging auf die Kunstakademie. Seine Bilder, er malte in verschiedenen Techniken, begeisterte das Publikum. Er bekam eine Einladung ins Ausland, und er wollte bei der Vernissage persönlich auftreten. Um dahin zu reisen, musste er



ein Visum beantragen, und dafür wiederum war der Reisepass erforderlich, den er noch nicht besaß, bislang auch noch nicht gebraucht hatte. Also ging er zum Fotografen. Es sollte ein besonders schickes Foto werden; wer weiß, vielleicht kann man es noch einmal für einen anderen Zweck gebrauchen. Blaues Sakko, das Revers ganz dezent mit einer feinen weißen Naht drapiert, dazu ein weißes Hemd (feinste Schweizer Popeline) mit hellgraublauen Streifen und eine Seidenkrawatte, silbergrauer Grundton, durchwirkt mit rötlichen Rhomben, in deren Mitte ein schwarzer Punkt gesetzt ist. Als der Fotograf unseren Oskar schon in Positur gesetzt hatte mit Lichtschirm und Scheinwerfer von oben und von der Seite, unterbrach er seine Aktion. „Sie werden verzeihen, es ist natürlich Ihre Entscheidung, ich fotografiere Sie selbstverständlich so, wie Sie es wünschen, aber wenn ich mir einen Rat erlauben dürfte, Sie sind in ein so vollkommenes Outfit gekleidet, wenn ich Sie wäre, würde ich eine andere Frisur bevorzugen, bitte entschuldigen Sie meine Einmischung in Ihre ganz private Kompetenz, aber ich als privilegierter Fotograf habe natürlich im Laufe meiner vieljährigen Tätigkeit einen Blick dafür bekommen, wie man sich am vorteilhaftesten präsentiert, ich will es kurz machen: Zu Ihrem Typ und bei der Eleganz Ihres Anzuges würde ich einen Bürstenschnitt empfehlen.“ – – – – – „Hm.“ – – – – – „Gleich um die Ecke ist ein sehr guter Friseursalon. Salon Gisela. Fragen Sie nach der Chefin und sagen Sie ihr, dass Sie auf meine Empfehlung kommen. Man wird Sie sofort bedienen. Und anschließend machen wir dann die Passbilder.“

Sowie Oskar Wanka das Atelier verlassen hatte, ergriff der Fotograf den Telefonhörer und rief seine Frau an. „Dem jungen Herrn im blauen

Jackett, der gleich kommt, habe ich Bürstenschnitt empfohlen. Tschüss! Bis bald!“

„Guten Tag!“ – „Was kann ich für Sie tun?“ – „Ich hätte gern die Chefin gesprochen.“ – „Gern, einen Augenblick bitte.“ – „Guten Tag der Herr, Sie wünschen bitte?“ – „Ich komme vom Fotoatelier Münzmeyer. Der Herr meint, ich sollte mir eine andere Frisur zulegen, aber ich weiß nicht so recht ...“ – „Da hat Herr Münzmeyer recht. Ich würde auf Anhieb sagen: Bürstenschnitt.“ Das überzeugte Oskar. Wenn zwei fremde, voneinander völlig unabhängige Personen zu dem gleichen Ergebnis kommen, dann muss das stimmen!

Es war eine langwierige Prozedur: Waschen, mehrmaliges Schneiden, Massieren, Stylen, Fönen, Eincremen, Begutachten, Nachbessern, wieder Begutachten ... Zum Schluss war Oskar zufrieden mit seinem neuen Aussehen. Der Fotograf stimmte eine ganze Lobeshymne an über das gute Erscheinungsbild des Herrn und über das Können der Friseurmeisterin. Und endlich war das Ziel erreicht, die Passbilder waren geknipst. Zumindest einen zusätzlichen Abzug im Format 13 mal 18 schlug der Fotograf noch vor, man könne nie wissen, und im Falle eines Falles wird so ein Bild meist schneller benötigt, als das Labor in der Lage ist, es nachzuliefern. Oskar stimmte genervt auch dieser Schicksalslaune zu, und als er nach einer Woche die Fotos abholte, war er höchst zufrieden; die Bilder waren wirklich super, und aller Stress des Fotografiertages war vergessen. Oskar gefiel sich! Er war so gut gelaunt, dass er noch unter der Tür beim Weggehen einen Schwatz mit dem Fotografen machte.

Da sah er seinen Bus kommen. Er spurtete los und beim Einsteigen rutschte ihm die Tüte mit den Fotos aus der Tasche, gerade vor Katharinas

Füße. Es war weniger Neugier, dass sie die Tüte öffnete und sich die Fotos anschaute, sie tat es ganz instinktiv – Schicksalsfügung. Besonders von dem großen Bild war die Pianistin, die gerade erst ihr Examen an der Musikhochschule abgelegt hatte, beeindruckt. Hals über Kopf verliebte sie sich in diesen Mann, von dem sie nur wusste, dass er kein Laschi war. Das hatte sie so halb mitbekommen, wie sportlich er in den Bus gesprungen war. Katharina blickte auf die Uhr – ja, der Fotoladen, dessen Namensaufdruck die Fototüte natürlich auswies, hatte noch offen. Sie erzählte die Begebenheit dem Fotografen und bat ihn um die Adresse des Kunden. Der Mann zierte sich etwas, sprach von Datenschutz und wollte dafür sorgen, dass Herr Wanka die Fotos noch am gleichen Abend bekomme. Etwas verlegen bestand Katharina aber darauf, dass sie die Fundsache selber dem Eigentümer bringen wolle. Er verstand, und mit einem verschmitzten Lächeln sagte er: „Hohenzollernstraße 11“.

Katharina klingelte. Oskar öffnete und trug einen weißen, einmal weiß gewordenen Kittel, der voller Farbe war. Anstatt sich vorzustellen, fragte sie ganz überrascht: „Maler?“ – „Sozusagen. Und was wünschen Sie? – „Ach, Entschuldigung, Katharina Neumeister ist mein Name. Ich habe etwas für Sie“, und sie holte die Fototüte aus ihrer Handtasche und hielt sie ihm unter die Nase.

Man konnte Oskar anmerken, dass er verwirrt war. Er konnte sich nicht erklären, wie die Fotos in Katharinas Hände gekommen waren. Den Verlust der Bilder hatte er noch nicht bemerkt. Er bat Katharina in die Wohnung, die aus einer Mischung von Maleratelier, Studentenbude, Singlehaushalt und Bohememilieu bestand. Ihr entfuhr unwillkürlich der Satz „Hier müsste man mal aufräumen.“ Ihr war die Bemerkung peinlich und sie entschuldigte sich

sofort dafür. Dann konnte sie sich nicht sattsehen an seinen Bildern, sie war fasziniert und ließ sich von seinem Malerleben erzählen. Plötzlich sagte sie: „Ich habe zum Examen Mussorgskis „Bilder einer Ausstellung“ gespielt. Oskars Gesicht begann zu strahlen. „Sie sind Pianistin? Kommen Sie mit zu meiner Ausstellung. Spielen Sie da auch den Mussorgski oder was immer Sie wollen. Das wird bestimmt ein Erfolg!“ Katharina sollte sogleich die „Bilder einer Ausstellung“ zu Gehör bringen. Oskar befreite das Klavier von Farbtöpfen, Papierstapeln, Skizzen, leeren Flaschen, Socken, Unterhosen und was sich sonst noch in einem Junggesellenhaushalt alles auf einem Klavier deponieren lässt. Aber Katharina weigerte sich, das Instrument war zu sehr verstimmt. Man verabredete sich für den nächsten Tag in Katharinas Wohnung. Bis dahin konnten sich beide die Idee der musikalischen Vernissage überlegen. Und je länger sie darüber nachdachten, desto reizvoller fanden sie den Gedanken.

Am nächsten Nachmittag klingelte Oskar an Katharinas Tür. Sie öffnete und sagte nur „Ja!“ Dann fielen sich beide um den Hals, sie küssten sich jedoch nicht, sondern duzten sich nur. Es war spontan eine Künstlerliebe entstanden, auch wenn beide das Gefühl hatten, füreinander dazusein. Katharina spielte bis spät in den Abend hinein Klavier, das heißt, auf ihrem Steinway-Flügel. Oskar fertigte einige Skizzen von ihr an, in den Pausen besprach man die Reise. Auch Katharina besaß noch keinen Pass, sie gingen gemeinsam zu dem Fotografen, den beide schon kannten und der sichtlich vergnügt beim Anblick der Beiden war. Auch Katharina ließ zusätzlich zu den Passbildern einen Abzug im Großformat anfertigen. Das zierte künftig Oskars Staffelei, das Bild von Oskar stand auf Katharinas Flügel, aber nicht so, wie der Fotograf es geliefert hatte, sondern Oskar hat sein künstlerisches Können

insofern bewiesen, dass er in das Porträt noch Hände hinzugefügt hat, die seine Ohren zuhalten.

Die Vernissage wurde ein Bombenerfolg. Noch nie hatte Oskar bei einer Ausstellung so viele Bilder verkauft. Fast täglich wurden die Beiden zu weiteren Ausstellungen engagiert, und Katharina konnte es kaum fassen, dass sie ad hoc zu verschiedenen Konzerten verpflichtet wurde. Irgendwann richtete sich unser Künstlerpaar eine gemeinsame Wohnung ein, eine elegante, ganz ihren Bedürfnissen entsprechende Penthouse-Wohnung. Geheiratet haben die beiden nicht aufgrund ihrer emanzipatorischen Auffassung und ihrer Grundeinstellung vom persönlichen Freisein, seinen Namen hätte sowieso jeder behalten müssen, das ist nun einmal bei Künstlern fast eine Notwendigkeit. Und Kinderwunsch stand nicht zur Debatte. Sie waren trotzdem ein überaus glückliches Paar.

Eines Tages bekam Katharina ein Engagement in ein spanisch-sprechendes Land. Sie konnten zwar beide kein Spanisch, aber Katharina sprach fließend Italienisch und Oskar Französisch, und so hoffte man, wird die Verständigung schon klappen Und Englisch sprachen sie natürlich sowieso. Der Abend des Konzerts kam heran und Oskar setzte sich ziemlich weit nach hinten, wie er es immer tut, weil Katharina nervös ist, wenn sie ihn in den vorderen Reihen entdeckt. Neben Oskar, links und rechts, saßen zwei Herren in grauen Anzügen, größer als er. Hinter ihm, genauso groß wie er, saß ein Herr, der eine beige Hose und ein dunkelbraunes Jackett trug, das cognacfarbene Hemd und die gestreifte Krawatte waren gut aufeinander abgestimmt. Er trug eine leicht getönte Brille, die sehr dunklen Haare waren leicht gelockt. Schnurrbart und kleiner Kinnbart waren von einem schmalen Barthaaroval so verbunden, dass Mund und Lippen quasi eingerahmt waren. –

Vor der Pause spielte Katharina mit Bravour Beethovens „Appassionata“. Nach der Pause blieben die vier Plätze leer.

Katharina wunderte sich sehr, als nach dem bejubelten Konzert Oskar nicht in der Künstlergarderobe war und auch vor der Konzerthalle nicht auf und ab ging. So fuhr sie alleine ins Hotel. Der livrierte Diensthabe in der Rezeption flüsterte ihr zu, dass im Salon ein Herr auf sie warte. Katharina kannte diese Typen, sagen wir lieber Künstlerverehrer, von denen man nach einem Auftritt überallhin verfolgt wird. Etwas mürrisch, aber nicht richtig schlecht gelaunt, empfing sie den Herrn. Es war der, der im Konzertsaal hinter Oskar gesessen hatte; das wusste sie natürlich nicht. „Ich komme wegen Ihres Mannes, aber darüber können wir hier nicht sprechen. Darf ich mit auf Ihr Zimmer kommen?“ Katharina wusste nicht so recht, aber wenn es tatsächlich um Oskar ginge? Geistesgegenwärtig sagte sie an der Rezeption: „Ich erwarte in zehn Minuten Ihren Serviceboy. Ich habe Besuch bekommen. Vielleicht benötigen wir etwas.“

Im Zimmer angelangt, bat der Fremde für einen Moment hinter dem Paravant verschwinden zu dürfen. Er trat hervor und Katharina rief ganz erschrocken „Oskar!“ – „Also doch!“ – „Was, also doch?“ Der Besucher hatte seine Brille abgesetzt, die Perücke abgenommen und die Bartimitation – wie ein Schauspieler – abgelöst, und vor ihr stand Oskars Double. „Ich bin vermutlich Oskars – ja, ganz genau, Oskar hieß er – sein Zwillingbruder.“ Katharina wusste nichts zu erwidern, sie klingelte nur nach dem Serviceboy und bestellte ein Abendessen aufs Zimmer. „Ach so, ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt, Entschuldigung, Otto Wunderlich ist mein Name – jetzt nenne ich mich Umberto Falliano. Aber ich muss schnell meine Maske wieder

anlegen, bevor der Boy kommt.“ Und im Nu saß Umberto Falliano Katharina gegenüber. Und während des Abendessens erzählte der Gast.

„Auf der Flucht vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren verloren wir unsere Eltern. Meine Schwester Ottilie – unsere Eltern hatten offenbar den Tick, allen Kindern einen Vornamen mit O zu geben – und ich blieben zusammen, sie ist knapp zwei Jahre älter als ich beziehungsweise als wir. Oskar ging uns verloren. Ottilie und ich kamen zu guten Pflegeeltern, die in dieses Land mit uns auswanderten; sie selbst hatten auch eine Tochter im Alter von Ottilie. Zur Zeit der Auswanderung war es hier noch ruhig. Bald darauf aber kam der Putsch, bei dem die Militärjunta an die Macht kam und der Terror gegen die eigene Bevölkerung begann. Als kurzzeitiger Besucher merkt man die Diktatur gar nicht so sehr, aber wenn man hier lebt ... Ich gehörte, gehöre immer noch dem Widerstand an, und als eines Tages in der Zeitung eine Doppelseite mit sogenannten Staatsfeinden veröffentlicht wurde“ – er zog eine alte Zeitung aus der Tasche und zeigte sie Katharina, die sehr schnell sein Konterfei entdeckte –, „musste ich ganz schnell untertauchen. Ich wurde Umberto Falliano. Ab und zu kommt die Miliz in unser Haus und fragt nach mir, manchmal durchsuchen sie auch jeden Winkel, und meine Mutter, also meine Pflegemutter, meine Schwester oder ihr Mann sagen dann jedesmal das Stereotyp: Ihr habt ihn doch verhaftet, ihr müsst doch wissen, wo er ist. Ottilie und ich hatten längst die Hoffnung aufgegeben, von Oskar jemals wieder etwas zu hören, geschweige denn ihn zu finden. Und nun, vor drei Tagen, sah ich einen Mann meiner Statur und meines richtigen Aussehens. Ich glaubte an Halluzinationen. Ich wusste sofort, dass der Mann mit meinem Aussehen von Spähern, die es hier überall gibt, erkannt werden könnte, und ich heftete mich an seine Fersen, verfolgte

jeden seiner Schritte, um ihn zu warnen. Ich fand zum Gespräch bislang keine Gelegenheit, aber heute Abend in Ihrem Konzert, da glaubte ich eine Chance zu haben. Ich hatte einen Platz hinter ihm ergattert mit Hilfe unserer gut funktionierenden Untergrundorganisation. Aber es war zu spät. Neben ihm saßen zwei Milizionäre in Zivil. Ich wusste sofort, was kommt. Kurz vor der Konzertpause hörte ich das leise Klicken der Handschellen. Ihr Mann ließ sich widerstandslos abführen, wahrscheinlich hatte man ihm vorher irgendeine Droge verabreicht. Nun büßt mein Bruder für mich. Es ist schrecklich! Noch schrecklicher ist es für Sie! Ich fuhr sofort hierher ins Hotel, denn durch mein Nachspüren hatte ich natürlich Ihr Logis herausgefunden.“

Einen Moment saßen beide in starrer Schweigsamkeit da. Dann fiel Katharina ihrem Schwager um den Hals und schluchzte. Das Klopfen des Boys befreite die Zwei aus ihrer unglücklichen Lage – Katharina verschwand im Bad. Otto alias Umberto bestellte eine Eiscreation. Man fasste sich, es musste schnell gehandelt werden, denn unter Umständen war auch Katharina in Gefahr. Sie ließ das Flugticket für übermorgen verfallen, Umberto besorgte aufgrund seiner Beziehungen zwei Flugkarten sofort für den kommenden Morgen, und die beiden verließen wenige Stunden später die Stadt beziehungsweise das böse Land.

Sie kamen unbehelligt zu Hause an, das heißt, Katharina in ihrer Wohnung, Otto, der sich noch am Flughafen in der Toilette in Oskar verwandelt hatte, in seinem neuen Domizil. Im Fahrstuhl wurden sie begrüßt mit Frau Neumeister und Herr Wanka, es schöpfte niemand Verdacht. Wie sollte es nun weitergehen? Sie wurden unfreiwillig ein Ehepaar ohne Trauschein, sie liebten sich nicht gerade, man nennt eine solche Liaison



Zweckehe. Wie konnte man Oskar, wenn er überhaupt noch lebt, helfen? Indem man die für die Freiheit kämpfende Opposition finanziell unterstützt. Das heißt, das sehr gut verdienende Künstlerpaar Wanka/Neumeister musste erhalten bleiben. Aber wie? Otto konnte nicht malen. Die zündende Idee hatte Katharina. „Du hast als Maler, als Künstler eine innere Wandlung vollzogen. Du malst jetzt nur noch abstrakt! Das kannst du bestimmt!“ Otto alias Oskar versuchte es, und das Publikum nahm ihm seine Klecksereien begeistert ab. Die Presse lobte Oskar Wanka über die Maßen. Es grenze an ein Wunder, wie ein Künstler über Nacht seinen Stil so radikal verändern könne.

## Der Spiegel

Die meisten Bekannten und Nachbarn kannten sie nur als Frau von Eisenstein. Erst jetzt in der Todesanzeige erfuhren sie ihren vollständigen Namen: Elisabeth Freifrau von und zu Eisenstein. Die alte Dame, die nun mit 87 Jahren verstorben ist, war mit 85 Jahren in ein Seniorenheim gegangen, weil sie, Originalton: keine Lust mehr hatte, den ganzen Scheiß im Haushalt zu machen. Sie war geistig und körperlich noch ganz fit, nur eine Sache ließ manche an ihrem Geisteszustand zweifeln. Sie löste ihre Wohnung nicht auf und ließ sie bei ihrem Auszug amtlich versiegeln, und an der Wohnungstür war ein Schild angebracht mit Name, Adresse und Telefonnummer des Notars Lohmeyer. Der war ein guter Freund ihres schon vor einigen Jahren verstorbenen Mannes, der ebenfalls Jurist war.

Noch mehr Anlass zu Gerüchten und Spekulationen beruhte auf der Tatsache, dass in jedem Monat einmal Dr. Lohmeyer mit einem Gerichtsvollzieher und Frau von Eisenstein deren Wohnung inspizierten. Der Gerichtsvollzieher entfernte das amtliche Siegel und verschloss beim Weggehen die Wohnung mit einem neuen Siegel. Bei diesen Besuchen plauderte man, trank Kaffee oder Tee, mitunter auch ein Gläschen Rotwein, genoss dazu den feinsten Kuchen – am liebsten mochte die alte Dame edle Linzer Törtchen; man wischte Staub, der meist nicht vorhanden war, lüftete alle Räume, kontrollierte die Armaturen, damit kein Wasserhahn tropft, und gelegentlich tauchte noch die gute alte Hausperle auf, die dreimal kurz und einmal lang klingeln musste, damit ihr geöffnet wurde. Anderes Klingeln ignorierte man. So ging das zwei Jahre lang. Die übrigen

Wohnungseigentümer sprachen von wüsten Orgien, die da wohl gefeiert würden.

Wenige Tage vor dem plötzlichen Tod der Freifrau im Seniorenheim tauchte ein Baron von Kettwitz auf. Alter etwa siebzig Jahre; Statur schlank, zirka ein Meter achtzig groß, Äußeres von gepflegter Art: leicht gewelltes (sah nach Dauerwelle aus) schneeweißes Haar, grauer Anzug in edlem englischem Kammgarn, echte Allen-Edmonds-Schuhe und exakt im gleichen Farbton ein Diplomatenkofferchen; gewählte Sprache mit leicht österreichischem Akzent. – Frau von Eisenstein stellt den Herrn als ihren Cousin vor. Er besucht seine liebe Lissi, wie er die Cousine in Gesprächen mit Dritten nennt, täglich mehrere Stunden, am vierten Tag reist er ab, am Abend des darauf folgenden Tages ist Freifrau von und zu Eisenstein tot.

Rechtsanwalt Dr. Lohmeyer benachrichtigte Regina und Felix, die Nichte und den Neffen der Verstorbenen, und hat die beiden zu einem Gespräch in seine Kanzlei gebeten, noch vor der Beerdigung, es sei sehr wichtig.

Noch auf dem Friedhof sprach der Baron, der auch zu der Trauerfeier gekommen war – niemand wusste, wer ihn benachrichtigt hatte – die beiden jungen Leute wegen der Testamentseröffnung an, und er bemerkte, dass man schon mal vorsorglich die Wohnung der Verstorbenen sichten sollte. Felix und Regina verwiesen ihn an Dr. Lohmeyer, wie das in ihrem Gespräch verabredet worden war. Wenige Tage später kam das Schreiben eines Winkeladvokaten – Einschreiben mit Rückschein –, dass sein Mandant, Baron von Kettwitz, als Erbberechtigter an der Testamentseröffnung zu beteiligen sei. Felix und Regina, die bis dahin nie etwas von diesem Verwandten um drei Ecken (wahrscheinlich sind's noch mehr) gehört hatten, übergaben auch

diesen Brief Dr. Lohmeyer zur weiteren Erledigung. So lieb ihnen die Tante Elisabeth war, so unsympathisch erwies sich der Baron, der, wie ihnen Dr. Lohmeyer versicherte, in keiner Weise einen Anspruch habe, es sei denn, dass das Testament eine entsprechende Verfügung enthalte. Was im Testament stand, wusste Dr. Lohmeyer in seiner Amtsverschwiegenheit natürlich, denn mit ihm zusammen hatte Tante Elisabeth ihre letzten Verfügungen getroffen.

Der Tag der Testamentseröffnung kam heran. Dr. Lohmeyer, der uns schon bekannte Gerichtsvollzieher, Regina und Felix fanden sich im Nachlassgericht ein. Jeder der vier erhielt eine Ausfertigung des Testaments: Dr. Lohmeyer, weil er zum Testamentsvollstrecker bestimmt worden war, der Gerichtsvollzieher, weil er für seine Tätigkeit neben seinem Honorar ein Legat zugesprochen bekam, und die Geschwister, die die Alleinerben waren. Besonders wichtig, zugleich amüsant, war ein Testamentsnachtrag, für den Dr. Lohmeyer eine gesonderte Kostenrechnung erstellt hatte. Er lautete: „Es ist mein ausdrücklicher Wille, dass mein Cousin, Baron Gotthilf von Kettwitz, von meinem Nachlass nichts erhalten darf.“ Und jetzt kommt’s: „Gotthilf möge sich von Gott helfen lassen.“ Aufgrund dieses Passus bekam der Baron selbstverständlich von Amts wegen auch noch eine Testamentsausfertigung vom Gericht zugeschickt.

Im eigentlichen Inhalt des Schriftstückes wurde bestimmt, dass Nichte und Neffe, Regina und Felix also, Alleinerben sind, dass sie sich selbst über die Aufteilung des Erbes einigen müssen, dass sie auch alles verkaufen können, mit einer Ausnahme: Der barocke goldgerahmte Spiegel müsse im Familienbesitz bleiben. Und: Die beiden dürfen ihn nur gemeinsam im Beisein von Dr. Lohmeyer in Augenschein nehmen. Man kannte zwar nicht den Grund, aber die letzte Verfügung ist nun einmal einzuhalten, und so

wurde Tante Elisabeths Anordnung selbstverständlich akzeptiert. Sie hatte manchmal in ihrem Leben Entscheidungen getroffen, die nachzuvollziehen mitunter unmöglich schienen. Die Geschwister hatten ein sehr harmonisches Verhältnis zueinander (das wusste die Erblasserin offenbar auch) und so war eine Einigung nicht schwierig. Die Bibliothek, in der einige sehr wertvolle Bücher enthalten waren, bekam Felix. Er war Kulturhistoriker, im wissenschaftlichen Bereich tätig, er besaß das nötige Verständnis, und Bücher waren ohnedies sein Hobby. Der ganze übrige Nachlass, ohne den Spiegel natürlich, wurde verkauft, und mit Hilfe von Dr. Lohmeyer wurde ein so guter Preis erzielt, dass Regina sich ihren Traum erfüllen konnte. Als Schneiderin, Modedesignerin und diplomierte Textilkauffrau war es ihr sehnlichster Wunsch, eine Boutique zu eröffnen. Das konnte sie sich nun leisten im elegantesten Viertel der Stadt.

Der Spiegel ist wohl wirklich ein wertvolles Stück, aber sicherlich nicht wertvoller als manch ein anderer antiker Gegenstand des Nachlasses. Der Rahmen scheint ein Originalrahmen aus dem 17. bis 18. Jahrhundert zu sein. Das geschliffene Spiegelglas hat eine kleine blinde Stelle, ist aber sonst von einer exzellenten Schärfe. Die Rückseite ist mit einer viel jüngeren Sperrholzplatte abgedeckt. Sie trägt Tante Elisabeths Schriftzüge: „Platte vorsichtig abschrauben“. Das tun die Drei, und zum Vorschein kommen alte, sorgsam gehobelte und aneinandergefügte Tannenholzbretter als Rückfront. Darauf zu lesen sind einige, teils verblasste, meist schwungvoll geschriebene Besitzeintragungen. Zuerst steht: Geschenk des Grafen Lobkowitz an Ritter Erich von Löwenstein, 16. Oktober 1683. Dann folgen neun verschiedene Namensnennungen mit Datum, alle aus dem Geschlecht derer von Löwenstein, und in der letzten Zeile hat sich Elisabeth Freifrau von und zu

Eisenstein, geborene von Löwenstein verewigt. Unter Aufsicht ihres Bruders und des Dr. Lohmeyer setzt, sehr aufgeregt, Regina ihren Eintrag darunter. Dr. Lohmeyer hat extra dokumentenechte Tinte und eine für diesen Zweck geeignete Feder mitgebracht, dann wird das gute Stück wieder zugeschraubt, in Decken verpackt, ins Auto geladen und in Reginas Boutique transportiert.

Man hatte lange überlegt, wo der Spiegel platziert werden soll. Es musste der natürliche Lichteinfall bedacht werden, und der Standort war mit der Innenbeleuchtung abzustimmen. Als alles schon fertig war, fand Regina, dass der Spiegel zu provokativ dastand; er hatte immerhin die Größe von etwa 1,20 Meter Breite und 1,80 Meter Höhe. Da hatte die junge Boutiquenbesitzerin eine geniale Idee. Um die Dominanz des Erbstückes etwas abzumildern, wurde über dem Spiegel ein Asparagus aufgehängt, dessen filigrane lange Wedel die goldenen Schnörkel in der rechten oberen Ecke umspielten. Welche brillante Wirkung damit erzielt wurde, merkte man erst, als der Blumentopf noch einmal abgenommen wurde, weil nach Reginas Geschmack der Übertopf ein zu intensives Blau besaß. Sie meinte, ein helleres Blau würde irgendwie, auch im Widerschein des Spiegels, Himmelsbläue assoziieren, und sie hatte recht.

Der Tag der Geschäftseröffnung war gekommen. Es war fast zu eng in der Boutique zwischen dekorierten Modellkleidern, Stoffkollektionen, Vitrinen mit Accessoires, kleinen Sitzmöbeln und was sonst noch alles zu einer Boutique gehört. Regina hatte zahlreiche Freunde eingeladen, es waren auch einige Vertreter aus Politik und Wirtschaft anwesend und sogar die Haute Couture war präsent. Dr. Lohmeyer war im Laufe der Erbschaftsabwicklung eine Art väterlicher Freund geworden, denn Felix und Regina hatten keine Eltern mehr, und so mangelte es öfters an einer

Vertrauensperson, noch dazu, nachdem sie Tante Elisabeth nun auch noch verloren hatten. Im Andenken an ihre Eltern und in Dankbarkeit gegenüber Tante Elisabeth haben die Geschwister über einem halbovalen Wandtischchen aus Rosenholz (das hatten sie aus dem Nachlass zurückbehalten) Fotos der drei Angehörigen in ebenfalls ovalen Rosenholzrähmchen aufgehängt.

In dem Moment, als Dr. Lohmeyer, der Festredner des Tages, in der linken Hand ein Sektglas haltend, mit der Rechten auf Tante Elisabeths Bildnis zeigte, um ihr zu danken für den heutigen Tag, gab es einen lauten Knall. Alle fuhren erschreckt zusammen, alle standen wie versteinert da. Der Deckenhaken, an dem der Asparagus hing, hatte sich gelöst, und der Blumentopf war auf den Spiegel gefallen und hatte diesen zertrümmert. Man war sprachlos, man war fassungslos. Noch nicht einmal die Presseleute bewegten sich. Als sich der Schrecken etwas gelegt hatte, versammelte sich die Gesellschaft um den Spiegel und erstarrte aufs Neue. Zwischen den Scherben kam ein Gemälde zum Vorschein. Einer der Anwesenden meinte, ein alter Holländer. Nun wurde auch die Presse aktiv, und am nächsten Tag stand in den Zeitungen auf der Titelseite diese Sensation.

## Die Kerze

In der Altstadt gibt es viele enge, verwinkelte Gässchen. Manche sind so schmal, dass kaum ein Sonnenstrahl in sie hineinfällt. Wenn das Thermometer im Hochsommer dreißig oder mehr Grad anzeigt, dann ist es hier verhältnismäßig kühl. Dann zeigt sich in den unzähligen kleinen Läden ein reges Geschäftsleben. Man trifft sich hier zu einem kleinen oder auch ausgedehnteren Schwatz, die Ladeninhaber servieren an kleinen Tischchen Mocca, Tee, Aperitif, Portwein ..., egal, ob man etwas kauft oder nicht. Man fühlt sich hier um hundert Jahre zurückversetzt. Es gibt eine Klientel von vielleicht zweihundert oder dreihundert Leuten, die hier regelmäßig verkehren, die sich alle mehr oder weniger gut kennen und die sich grüßen, selbst wenn sie noch nie sonst ein Wort miteinander gewechselt haben. Mal trifft man sich im Tabakkontor, mal begegnet man sich in einer der verschiedenen Weinhandlungen, mal in einem der zahlreichen Cafés, mal im Antiquariat und so weiter. Ich glaube, es gibt nichts, was man in diesem Altstadtquartier nicht erwerben oder tauschen oder bestellen kann. Auch ich gehöre zu den regelmäßigen Besuchern – nachmittags, abends, sonntags, denn die Läden haben fast immer offen; und wenn geschlossen ist, klingelt man. Nur an zwei Tagen im Jahr sind die Gassen wie ausgestorben: an Heiligabend und am Karfreitag.

Die meisten Menschen, die man im „Bonifazius“ antrifft – so wird das Viertel im Volksmund bezeichnet, denn es gab hier im Mittelalter ein Bonifaziuskloster, das das gesamte Areal besaß und es an die Stadt verkaufte, als die Mönche woandershin zogen – die meisten regelmäßigen Besucher also hier im Bonifazius, es sind skurrile Typen darunter, sammeln etwas:



Briefmarken, Bierdeckel, Weinflaschenetiketten, Münzen, Käthe-Kruse-Puppen, Mineralien – all diese Dinge sind ja normal. Aber es gibt auch die ausgefallensten Hobbys. Der dünne Lange sammelt Engelsköpfe, der kleine Dicke Pinsel (angeblich hat er auch welche, mit denen Picasso und Monet gemalt haben), der Glatzkopf ist ein Füllfeder-Fanatiker (sein wertvollstes Stück, so sagt er, ist ein Montblanc, mit dem die Versailler Verträge unterzeichnet worden sein sollen), der Einarmige ist stets auf der Suche nach besonderen Bernsteinstücken (er behauptet zu wissen, wo sich das legendäre Bernsteinzimmer befinde, er werde das Geheimnis aber nie preisgeben, und wenn ihm noch so viel dafür geboten würde), der Dandy sammelt Dokumente mit Originalunterschriften (zu seinen Highlights gehören Columbus, Rockefeller, Karl IV. und John F. Kennedy). – Der dünne Lange, der kleine Dicke, der Glatzkopf, der Einarmige, der Dandy und so weiter sind Bezeichnungen für höchste Diskretion; nur so lässt sich auch Hehlerware gefahrlos unter die Leute bringen. Fast alle Ladenbesitzer haben geheime Abmachungen mit ihren anonymen Kunden getroffen. Wenn beispielsweise das Preisetikett an einer bestimmten Weinflasche schief hängt, weiß A, dass es für ihn etwas Interessantes gibt, wenn das Modellkleid im Eckladen ohne Gürtel ausgestellt ist, weiß B Bescheid, wenn in der Meerschaumpfeife quasi als Gag eine Brasil steckt, gibt es eine Nachricht für C und so weiter. Touristen oder nur gelegentliche Kauflustige haben von diesem Kommunikationssystem keine Ahnung.

Ich selbst bin natürlich auch von einer Sammelleidenschaft befallen. Ich sammle Kerzen. Ungefähr zweieinhalbtausend Stück habe ich. „Außenseiter Spitzenreiter“ wäre begeistert! Kerzen stehen überall – in den Bücherregalen vor den Büchern, auf den Fensterbänken, am Nachttisch, in

Schränken, auf einem Sims, der oberhalb der Türen durch die ganze Wohnung verläuft, und als darauf kein Platz mehr war, habe ich im Klo ringsum an den Wänden vom Fußboden bis zur Decke schmale Borde angebracht und sie vollgestellt. Nur hier zünde ich ab und zu mal eine Kerze an aus meiner Duftkerzenkollektion.

Dank sei der katholischen Kirche für ihre zeremoniellen Handlungen mit Kerzen. Meine älteste Kerze steht in einem eigens für sie hergestellten Glasschrein; sie stammt aus dem Jahre 380 n. Chr.; die genaue Datierung konnte mit der C-15-Methode ermittelt werden. Interessant sind die Binsenkerzen aus Bali, deren Kern als Docht aus einem Binsenhalm besteht, der so oft in flüssiges Wachs getaucht und immer wieder abgekühlt wird, bis eine Kerze entstanden ist. Die mittelalterlichen Kerzenschnitzer haben wahre Wunderwerke vollbracht und ganze Bibelszenen auf ihnen verewigt. Ein besonders wertvolles Exemplar, wahrscheinlich überhaupt das wertvollste, ist eine der ersten Paraffinkerzen von 1837, von deren Erfinder Sellique handgefertigt, wie ein authentisches Zertifikat belegt. Ich könnte ein ganzes Buch über meine Kerzensammlung schreiben, aber wer interessiert sich schon für Kerzen, seitdem die Massenproduktion der Teelichte existiert und die schönen bunten gedrehten Christbaumkerzen durch die elektrischen Lichterketten verdrängt wurden?

Ich weiß es noch genau, es war der 19. September vor vier Jahren. Ich weiß es deshalb so genau, weil es der Tag meines 60. Geburtstages war. Ich schlenderte durch die Gässchen des Bonifazius, schaute in dieses Schaufenster, beäugte jene Auslage, wechselte mit den bekannten Unbekannten hin und wieder ein Wort, mein Ziel war ein Bistro, genauer gesagt: das Clubzimmer des Alten Afrikaners (so heißt das Bistro), wo ich

mich mit Freunden zu einem Geburtstagsumtrunk verabredet hatte. Vorher aber lenkte mein innerer Drang meine Schritte noch zu einem Antiquitätenmakler, von dem ich schon einige äußerst seltene Stücke erworben habe. Die Krönungskерze des spanischen Kronprinzenpaares ist so ein Stück. Illegal erworben, konnte er das Juwel nur an mich verscheuern, weil er wusste, dass ich dicht halte. Um den Preis wurde lange gefeilscht. Sicher war nur: Er konnte die Kerze keinem anderen verkaufen und ich konnte sie nur von ihm bekommen. Das war unser beider Pech und Glück zugleich. Aber wir haben uns – wie immer – geeinigt.

In der Tat, als ich ins Schaufenster blickte, entdeckte ich unser geheimes Zeichen. Es Ihnen zu verraten hieße äußerste Diskretion zu verletzen. Der Antiquar bat mich ins Nebenzimmer und er servierte ein Gläschen Portwein vom Besten, wie er beiläufig bemerkte. Auf dem verstaubten Flaschenetikett konnte ich die Jahreszahl 1889 erkennen. Diese Umstände ließen mich erahnen, dass eine ganz große Überraschung bevorstehe. Zugleich war es die Einstimmung, mich darauf vorzubereiten, dass ich diesmal wohl etwas tiefer ins Portemonnaie greifen müsse. Aus seinem Tresor holte er ein in Samt eingeschlagenes Päckchen, ungefähr 10 mal 20 Zentimeter groß. Er schlug das Tüchlein behutsam auseinander und zum Vorschein kam ein japanisches Lackkästchen.

Apropos Fernost. Ich vergaß zu erwähnen, dass zu meinen Besonderheiten auch eine Schatulle mit chinesischen Feuerwerkskerzen gehört. Nach jeweils etwa fünfzehn Minuten Brenndauer entzündet sich für einige Sekunden ein prächtiger Funkenregen, Wunderkerzen vergleichbar, jedoch in vielen Farben – rot, grün, blau, orange und als Höhepunkt goldfarben: ein Funkenregen feinsten Blattgoldplättchen. Es gehört zur

Tradition und Faszination, dass unsere gesamte Familie am ersten Weihnachtsfeiertag bei mir diniert, und die inmitten des großen runden Esstisches stehende Feuerwerkskerze erregt Jahr für Jahr die Bewunderung aller, besonders der Kleinen.

Das Lackkästchen hatte eine schwarze Grundierung, darauf gemalt war eine mit Kimono bekleidete Geisha, einen Sonnenschirm tragend, in der anderen Hand einen Fächer, umrahmt von einem rosa Blütenmeer der japanischen Kirsche. Auf der linken Seite des Deckels verlief ein senkrechter Schriftzug, den nur ein Japanisch-Kenner hätte lesen können. Der Antiquar nahm den Deckel ab – in dem Kästchen lag auf einer purpurroten Samtunterlage, leicht gerüsch, eine blassgelbe Kerze, mit japanischen Schriftzeichen verziert. Innen am Deckel klebte ein mit rotem Siegel verschlossenes Briefchen.

Wie ich wisse, so der Antiquar, gehöre zu seinen Kunden auch der Lockenkopf, und mir sei sicher bekannt, dass der ostasiatische Lackarbeiten sammle. Ihm sei er zwar genauso verbunden, trotzdem biete er mir das Prachtstück zuerst an, weil er meine, dass dies meiner Sammlung unbedingt zugehören müsse. Dass solche Schmeicheleien der Preisgestaltung dienen sollten, war unüberhörbar. Man vertagte sich auf den nächsten Tag, denn ich kam zu meinem Geburtstagsumtrunk ohnedies schon zu spät.

Am nächsten Tag empfing mich in dem Laden die Frau des Antiquars, ihr Mann sei bei dem Lackschatullen-Sammler. Er werde gleich zurück sein. Oh je! Als er endlich kam – zwischenzeitlich wurde ich mit Assamtee und indischen Keksen bewirtet –, hielt ich ihm vor, dass ein solches Verhalten einem Gentleman, der er ja wohl sei, unziemlich ist. Er habe mit mir zuerst die Verhandlungen aufgenommen, und ein anderer Interessent käme ja wohl

erst in Betracht, wenn ich endgültig abgelehnt habe. (Sicher hätte ich mir am Vortag, wenn ich nicht so zögerlich gewesen wäre, ein paar Fünfinger erspart.) Es liege nun an mir, ein annehmbares Angebot zu unterbreiten; mein Kontrahent habe sich nicht lumpen lassen. Ich kenne den Antiquar und seine Verhandlungstricks seit vielen Jahren. Ich weiß, dass er mehr haben will, als ich ihm biete, wir wussten beide, dass bei achthundert er ein gutes Geschäft macht und ich günstig dazu komme. Also bot ich ihm sechshundert. Sein leichtes Kopfschütteln und säuerliches Grien signalisierte mir, was ich schon wusste, er war mit dem Gebot nicht zufrieden. Der andere habe achthundert geboten. Jetzt lag das Taktieren bei mir. Man müsste halt erst einmal wissen, was in dem Brief steht. Er nahm ein Spezialmesserchen aus der Schublade, tauchte es in eine Flüssigkeit und löste vorsichtig das Siegel. – Man sah, das machte er nicht zum ersten Mal! – Der kleine rosafarbene Umschlag enthielt ein zusammengefaltetes Blatt aus Japanseide. Natürlich stand darauf eine Botschaft in japanischen Schriftzeichen. Aber unten drunter, winzig klein, war in Englisch zu lesen: „Attention! This is a death-candle. Who lights it, will die.“ Wir waren beide perplex. Diesen Moment musste ich ausnutzen. Ich entnahm meiner Briefftasche siebenhundert, er steckte das Geld ein, ohne nachzuzählen, übergab mir das Kästchen, und wir verabschiedeten uns.

Nein, ich hätte es nicht tun sollen. Je länger ich die Todeskerze in meiner Sammlung besaß, desto unheimlicher wurde sie mir. Ich wollte sie dem Antiquar zurückgeben. Doch der winkte ab: Verkauft ist verkauft! Was tun? Ich fing an, chinesisches Essen zu gehen, in der Hoffnung, einen chinesischen Gastronomen zu finden, der Japanisch kann. Es war schwierig. Die meisten zuckten nur mit den Achseln. Meine letzte Hoffnung war ein

koreanischer Club. Der rote Lampion über der Tür hätte mich zuvor abgeschreckt, aber nachdem ich inzwischen geradezu von dem Gedanken besessen war, die Kerze wieder loszuwerden, trat ich ein. Es kostete mich einige Mühe, die hübschen Koreanerinnen abzuwehren, ich wollte nur den Boss sprechen. Der bat mich, etwas misstrauisch, in sein ausgesprochen teuer, trotzdem geschmackvoll eingerichtetes Privatzimmer. Ich holte nach einigen Verbeugungen mein Lackkästchen, das noch immer in dem Samttuch eingewickelt war, aus der Tasche und überreichte es ihm wortlos. Er betrachtete die Schatulle, besah sich den Inhalt, öffnete den Umschlag, obwohl er versiegelt zu sein schien, wie selbstverständlich, entnahm den Japanseidenbrief und las ihn. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine so entsetzlich grinsende Fratze gesehen. Der Boss ging zu seinem Mahagonisekretär, entnahm ihm ein Geldscheinbündel, überreichte es mir mit einer Verbeugung, ich verneigte mich ebenfalls, ohne dass ein Wort gesprochen wurde, er zog an einem fein gestimmten Glockenzug, herein trat ein koreanisches Model, das hübscher nicht sein konnte, mit einer Geste deutete er an, mich hinauszuleiten, eine letzte beiderseitige Verbeugung, und meine innere Ruhe war wieder hergestellt.

Nach einigen Wochen stand in der Zeitung mit großer Überschrift auf der Titelseite: Chinesischer Restaurant-Mafioso und Betreiber eines international agierenden koreanischen Callgirlringes fielen Giftgasanschlag zum Opfer. Ich ging zu meinem Antiquar, wir schauten uns beide tief in die Augen, achselzuckend, und drückten uns schweigend die Hand.



## Die Flasche

Giorgino entstammt einer traditionsreichen Zirkusfamilie. Sein Vater ist Hochtrapezkünstler wie schon dessen Vater auch, seine Mutter ist Dompteurin für Raubkatzen. Giorginos Urgroßeltern hatten mit einem Zirkuskarren angefangen. Sie waren Zirkusdirektor, Kassiererin, Feuerschlucker, Messerwerfer, Jongleur und Kunstreiterin in einer, das heißt in zwei Personen.

Giorgino ist ein Gegner des Nervenkitzels. Sein Motto lautet: Ein guter Artist braucht bloß richtig zu stehen, und als Beweis für die Richtigkeit dieser These führt er immer Onkel Adolfo an, den Bruder des Vaters, der auch in ihrem Zirkus arbeitet und der als Clown in der Arena Beifallsstürme erntet. Alles, was mit Gefahr verbunden ist – und dies ist das meiste im Zirkus – lehnt er entschieden ab. Seine Eltern erklärten ihn daher für das Zirkusleben für unfähig. Das stimmte den Sohn zwar traurig, aber er erträgt diese Schmach mit Würde. Lassen kann er die Zirkusatmosphäre dennoch nicht, denn schließlich ist er in einem Zirkuswagen zur Welt gekommen, wurde zwischen den einzelnen Zirkusnummern gestillt, hat Tag und Nacht die zirkusduft-geschwängerte Luft geatmet, und sein mutigstes Foto zeigt ihn als Vierjährigen auf einem Löwen reitend (Eltern können brutal sein!).

Auf einer Tournee – auch ohne eigentlich aufzutreten gehört er natürlich zum Zirkus, erledigt er tausend Handgriffe und kündigt, in die Uniform eines ungarischen Husaren gesteckt, in der Vorstellung mit einem Fanfarentusch die nächste Nummer an – lernte er einen Pantomimen kennen, ein Genie in seinem Metier. Giorgino wusste sofort: Das ist das Richtige! Wenn der, auf einem Bein stehend, den Klapperstorch mimt und dann



plötzlich feststellt, dass es das falsche Bein ist, dann kugeln sich die Zuschauer vor Lachen. Dieser Pantomime wurde Giorginos Lehrmeister, er verließ den elterlichen Zirkus und probierte es mit einer eigenen Einmann-Show. Sein Vater verfolgte die Auftritte des Sohnes mit einem gewissen Stolz – es ist *mein* Sohn! –, aber auch bemitleidend: So etwas ruiniert die Ehre gestandener Artisten. Aber Giorgino hat mit seinen Pantomimenauftritten sein Auskommen, und manchmal bleibt sogar bisschen was übrig, so dass er sich ein neues Kostüm oder irgendeine andere Requisite leisten kann. Unübertroffen sind seine Nummern „Die Mückenjagd“ oder „Am Badesee“.

Eines Tages kam nach der Vorstellung ein Mädchen angerannt, fiel Giorgino um den Hals, küsste ihn heftig und flehte ihn an, sie mit sich zu nehmen, seine Assistentin sein zu dürfen. Er hatte zwar nichts Grundsätzliches dagegen einzuwenden, er wusste aber auch nicht, weshalb er zustimmen sollte. Sein Wohnmobil war nett eingerichtet, für eine Person voll ausreichend, aber auch für zwei Personen würde es genügend Platz bieten. Die beiden plauderten insbesondere über das Zirkusdasein. Das Mädchen erzählte, dass das sogenannte fahrende Volk ihr einziger Traum sei, dass sie schon zweimal von zu Hause ausgerissen, aber jedes Mal von der Polizei wieder zu ihren Eltern zurückgebracht worden sei. Da war Giorgino stutzig geworden und fragte nach ihrem Alter. Mit niedergeschlagenen Augen sagte sie leise: „Sechzehn.“ Ihr Betragen, ihre Ansichten, ihre ganze Persönlichkeit wirkten älter.

Schon am nächsten Abend gingen die beiden zu Karinas Eltern. Giorgino hatte einen Frühlingsstrauß mitgenommen: Osterglocken, Narzissen, Tulpen und Küchenschelle. Am meisten überraschte es Giorgino, dass Karinas Eltern nicht verwundert waren, fast so, als ob sie mit seinem Besuch

gerechnet hatten. Ob das Mädchen etwas verraten hatte? Man sprach alles durch, die Eltern waren überzeugt, dass ihre Tochter wieder abhauen würde, wenn man sich nicht einigen kann. Der junge Mann, zehn Jahre älter als Karina, machte einen guten, ja einen sehr guten Eindruck. Die Eltern hätten sofort zugestimmt, wenn ihre Tochter schon volljährig gewesen wäre, obwohl sich dann, rein juristisch, die Zustimmung sowieso erübrigt hätte. Man kam überein, dass Karina die 10. Klasse der Realschule beendet, also ihre mittlere Reife macht, dann ist sie fast siebzehn und dann ...

Karina legte einen nie gekannten Fleiß an den Tag, die Eltern, die Lehrer, Karina selbst waren von dieser Verwandlung überrascht. Sie belegte freiwillig (so etwas wäre vorher undenkbar gewesen!) eine Spanisch-Arbeitsgemeinschaft und schnitt als Beste ab; in der Volkshochschule wurde ein Kurs „Magie und Zauberei“ angeboten, zu dem sie sich auch anmeldete, sie besorgte sich zusätzliche Literatur und verbrachte halbe Nächte mit dem Spannendsten, wie sie sagt, was es gibt. Kurz vor der Entlassungsfeier mussten die Absolventen noch einen Berufsfragebogen ausfüllen, und auf die Frage nach dem Berufswunsch schrieb Karina: Verheiratete Zirkusassistentin, was für einige Irritationen sorgte.

... dann kam der Zeitpunkt für eine Lösung. Giorgino war überzeugt, dass sein Vater, zu dem sich sein Verhältnis wesentlich gebessert hatte, eine Lösung finden würde – und er fand eine. Das Vormundschaftsgericht stimmte einer Heirat zu, die beiden wurden ein glückliches Paar, und als „Giorginos Abrakadabra“ zogen sie durch die Lande. Von fernen Ländern, vom Reiz des Fremden wurden sie beide angelockt, und als sie fast durch ganz Europa getingelt waren, lockte sie der Orient. Sie kamen auch nach Aleppo, arabisch Haleb oder Halab genannt, im nordwestlichen Syrien. Es soll eine der ältesten

und schönsten Städte des Orients sein, und die wollten Giorgino und Karina unbedingt kennenlernen. Sie waren tief beeindruckt von der Altstadt, dem Bazar mit seinen Kuppeln und von der Zitadelle. Im Bazar schauten sie fasziniert einem Schlangenbeschwörer zu. Der konnte recht gut englisch sprechen, so dass unsere beiden Abenteurer sich mit ihm prima unterhalten konnten. Die drei freundeten sich an, sie hatten „beruflich“ ähnliche Interessen, und Cham el Ali wollte unbedingt ihre Kunststücke sehen, und zwar nicht öffentlich auf der Straße, wo er seine Schlangen tanzen lässt, sondern bei sich zu Hause.

Bei Sonnenuntergang gingen sie gemeinsam durch die verwinkelte Altstadt, Giorgino und Karina wären alleine hier verloren gewesen, sie hätten nie wieder zurückgefunden. Es war das erste Mal, dass Giorgino ein unangenehmes Gefühl hatte, dass Karina regelrecht die Angst packte. Cham el Ali hatte darauf bestanden, dass Karina sich verschleierte (er half ihr in einer Art Umkleidekabine das Tuch umzulegen). Als ihr Weg, die Gasse, in der sie sich gerade befanden, plötzlich zu Ende schien, öffnete Cham el Ali eine unscheinbare Tür, man trat in einen kleinen dunklen Gang, wo man nicht wusste, woher die spärliche Beleuchtung kam, und nach etwa zwanzig Metern gelangte man wieder durch eine Tür in ein erneutes, noch fremdartigeres Gassengewinkel. Nach gut einer halben Stunde lockerte die dicht bei dicht stehende Bebauung etwas auf, hin und wieder zeigte sich eine Zypresse oder ein Orangenbaum oder ein Feigenbaum oder eine Pinie hinter den niedrigen Flachdach-Lehmhütten, für hiesige Verhältnisse wohl Villen vergleichbar. Die Bäume stehen im Inneren des Atriums, wie Giorgino und Karina später feststellten. An einem der Häuser läutete Cham el Ali dreimal an einem Zug, dessen Seil über eine Rolle durch die Wand führte und innen eine Glocke

ertönen ließ. Laut schreiend und kreischend kamen ein paar Kinder angerannt, rissen die Tür auf und fielen ihrem Vater um den Hals. Dann stutzten sie über den Besuch. Der Papa erzählte den Kindern kurz, wer die beiden sind, und einer Prozession vergleichbar, vom Gastgeber angeführt, ging es in die mit Dutzenden Teppichen ausgelegte Wohnstube. Cham el Ali stellte seine Frau Mahshid vor, die sogleich das Essen auftrug, natürlich auf keinem Tisch, sondern auf dem Boden, wo man mit gekreuzten Beinen saß. Irgendwie hatte er wohl vorher seiner Frau den Besuch angekündigt, sonst hätte sie vermutlich kein so reichhaltiges Menü servieren können. Nach dem Essen führten Giorgino und Karina im Atrium ihre Kunststücke vor. In der Mitte des Innenhofes befand sich ein Springbrunnen, der Wasserspeier war ein Schlangenkopf, Blumenrabatten säumten die Hauswände an allen vier Seiten, links und rechts des breiten Zuges zum beziehungsweise aus dem Wohnbereich standen kleine Palmen, und in einer Ecke des Gevierts spendete ein Orangenbaum einer etwa zwei Meter breiten Bronzbank Schatten, die mit herrlichen Ziselierarbeiten versehen war und deren Armlehnen verschlungene Schlangenleiber waren, die mit dem Kopf endeten. Beide Schlangenköpfe waren vom vielen Handauflegen ganz blank und leuchteten grell, wenn ein Sonnenstrahl sie traf. Die Bank war ein Geschenk des Sultans für Cham el Alis Schlangenbeschwörungen im Palast. Aus all den Erzählungen und der Ausstattung des Hauses konnte man schließen, dass man bei sehr gut situierten Gastgebern zu Besuch war – einen ganz gegenteiligen Eindruck vermittelt der Schlangenkünstler im Bazar, wenn er in seinem schmutzigen braunen Kittel mit grau gewordenem (ehemals weißem) Turban barfuß auf einem zerschlissenen Kissen sitzt, sein schrilles Pfeiflein bläst und dazu die Schlangen tanzen lässt.

Als Karina und Giorgino beim Flackern der Fackeln mit ihrer ganz privaten Magiershow begannen, griff die älteste Tochter, Aisha, zum Instrument, eine Art Gitarre, und begleitete improvisierend die beiden. Es war ein Erlebnis! Das spürten alle. Und diese Stimmung nutzte Aisha aus, inständig zu bitten (sie spricht noch besser Englisch als ihr Vater) mit den beiden Künstlern nach Europa ziehen zu dürfen. Es waren alle überrascht von dem Wunsch. Karina erinnerte sich sofort der gleichen Situation, Aisha ist so alt, wie sie es damals war, und sie sagte nur „okay!“ Pass und Visum waren von Cham el Ali innerhalb eines Tages beschafft, ein Anzeichen dafür, welche guten Beziehungen er besaß, und ein entsprechendes Bakschisch wird wohl auch dazu beigetragen haben.

Doch vor der Abreise sollte Giorgino noch ein magisches Gastgeschenk erhalten. Cham el Ali weihte seinen Freund in das Geheimnis ein, und die beiden Artisten begaben sich in die Altsttsadt, wo vor der Moschee ein Magier seinen Platz hatte. Der hatte vor sich eine Reihe Becher stehen, und der bärtige, grauhaarige, wüst aussehende Beduine hantierte mit einer Flasche, die die Form eines Kegels besaß. Bis zur Halsverengung war das Glas ganz klar, man sah das Wasser in ihr, wenn die Flasche bewegt wurde; im Halsbereich wurde die Flasche immer dunkler grün, und an der Öffnung war das Glas fast schwarz.

Der Magier füllte einen Becher mit Wasser aus der Flasche und forderte dann die Umstehenden auf, das gleiche zu tun, für 20 Dinar. Wem das Kunststück gelinge, erhalte einen Rial. – Cham el Ali übersetzte Giorgino alles. – Die Leute bemühten sich, Kinder wie Erwachsene, Männer wie Frauen. Keinem gelang es, auch nur einen Tropfen der Flasche zu entlocken. Um zu zeigen, dass alles mit rechten Dingen zugehe, füllte der Beduine ab

und zu, wenn das Interesse zu erlahmen drohte oder das Publikum anfing mürrisch zu werden, einen Becher voll. Und das Geschäft lief weiter. Nun warf Giorgino sein Geldstück in die schon recht gut gefüllte Schale, ergriff die Flasche und goss einen Becher voll. Die Zuschauer gerieten in Euphorie und riefen: „Noch einmal! Noch einmal!“ Erst musste er seinen Rial bekommen. Dann warf er erneut seine Münze in die Schale, und wieder füllte er einen Becher. Er streckte dem Beduinen seine Hand entgegen, erhielt seinen Rial, warf das nächste 20-Dinarstück in die Schale und goss Wasser aus der Flasche. Das geschah ein paarmal hintereinander, dann wollte der Beduine nicht mehr und wollte gehen, aber daran hinderte ihn die Menge.

Giorgino holte einen 10-Rial-Schein aus der Tasche und deutete dem Mann an, dass er dafür die Flasche kaufen wolle. Der Beduine wehrte heftig ab, spreizte alle fünf Finger der rechten Hand, womit er den Preis von fünfzig Rial anzeigen wollte. Es wurde nun heftig gehandelt. Schließlich warf er dem Beduinen dreißig Rial hin, nahm die Flasche unter den Arm und verschwand mit Cham el Ali im Menschengewühle.

Im Hause des Cham el Ali gab Giorgino nochmals eine Flaschenvorführung. An einer ganz bestimmten Stelle des Flaschenetiketts wird mit dem Daumen Druck auf die Flaschenwand ausgeübt. Durch irgendein nicht erklärbares kinetisches Gesetz wird im oberen Flaschenhals ein Ventil geöffnet, und die Flüssigkeit kann ausgegossen werden. Ohne Betätigung des Druckpunktes bleibt die Flasche mittels einer Art Membrane verschlossen. Karina und Aisha lernten den Trick sehr schnell. Die Koffer wurden gepackt, es wurde alles im Wohnmobil verstaut, und besonders pfleglich ging man natürlich mit der Flasche um.

Wie einst mit Karina, so ging Giorgino jetzt mit zwei Frauen auf Europa-Tournee. Aisha war von der Zauberflasche so begeistert, dass die immer mehr zu ihrer einzigen Nummer wurde. Sie besaß eine solche Fingerfertigkeit, wie sie nur Orientalinnen eigen ist. Sie verfeinerte den Trick noch, indem sie zwischen zwei Finger ein Farbkörnchen klemmte, das sie beim Darüberstreichen in die Flasche fallen ließ, und bei den Worten „Abrakadabra“ färbte sich das Wasser rot oder grün oder blau oder gelb. Mit ihrem Flaschentrick verdiente Aisha so gut, dass alle drei, wenn auch nicht üppig, so aber doch hätten davon leben können. Von hundert oder zweihundert Versuchen gelang es jemandem aus Zufall einmal, die Flasche zum Gießen zu bringen, aber es waren eben doch nur vereinzelte Glücksfälle.

Aisha entwickelte jedoch noch eine andere Fingerfertigkeit, die des Taschendiebens. Das Flaschengedränge nutzte sie offenbar für ihre Gaunereien. Karina kam zufällig darauf, als sie in Aishas Sachen ungefähr zwanzig Uhren, diverse Ketten, Ringe, vier Portemonnaies, ein Taschenmesser und drei Brieffaschen fand. Es gab ein furchtbares Donnerwetter, denn ein solches Verhalten verstieß gröbsten gegen die Artistenehre. Giorgino schickte die Sachen anonym ans Fundbüro, aber Aisha empfand kein Unrechtsbewusstsein. Dass sie, wenn die Sache auffliegt, „Giorginos Abrakadabra“ in Misskredit bringen würde, leuchtete ihr nicht ein. Die Leute seien selber schuld, wenn sie sich beklauen ließen. Als neue Fälle von Taschendiebstahl offenkundig wurden, stellten Giorgino und Karina die kleine Magierin vor die Wahl: sich entweder absolut zu ändern oder sich von ihnen zu trennen.

Aisha nahm die Zauberflasche, goss das Wasser aus, steckte einen Zettel hinein, auf dem stand: Giorgino und Karina von „Giorginos

Abrakadabra“ haben mich getötet. Als Flaschenpost warf sie die Flasche von der Hohen Brücke in den Fluss, wartete, bis sie nicht mehr zu sehen war, und verschwand auf Nimmerwiedersehen.





## **Der Blumentopf**

Gregor ist Physiker. Er hat am Uni-Institut eine Assistentenstelle inne. Sein Forschungsgebiet umfasst elektronische Steuerungsvorgänge im Kurz- und Mittelstreckenbereich. Schon mit siebenundzwanzig Jahren hat er promoviert, jetzt mit zweiunddreißig leitet er ein Forschungsteam. Insider sagen ihm eine großartige Karriere voraus.

Gregors Frau, Eveline, arbeitet in der Pressestelle der medizinischen Fakultät. Ihre Mutter ist Äthiopierin, ihr Vater Malteser, von beiden Elternteilen hat sie ihr südländisches Aussehen. Sie ist ein ausgesprochen aparter Typ, nach dem sich alle Männer umsehen. Ihr brauner Teint, ihre schwarzen Haare, ihre großen runden dunkelbraunen Augen und das sparsame Make-up ergeben so etwas wie eine absolute Schönheit des Global Jahrhunderts. Dazu kommt ihre Intelligenz, die sich unter anderem darin zeigt, dass sie fünf Sprachen fließend in Wort und Schrift beherrscht. Ach ja, ihr Alter. Sie ist ein Jahr jünger als ihr Ehemann.

In ihrem letzten Urlaub war das Ehepaar in Mexiko. Für Forschungszwecke war Gregor auf der Suche nach einem Kugelkaktus, dessen bis zu einem Meter Durchmesser gewachsene Exemplare in Botanischen Gärten als Schwiegermutterstuhl bekannt sind. Gregor benötigte einen solchen Kaktus mit dem botanischen Namen *Echinocactus grusonii* in der Größe eines kleinen Handballes im Blumentopf. Und das stellte sich schwieriger heraus als angenommen. In Zuchtbetrieben gab es eingetopft nur kleine Exemplare, so etwa bis Tennisballgröße, weil es diesen Züchtern darauf ankommt, diese Kugelkakteen zum Blühen zu bringen, um im Exportgeschäft angemessene Marktpreise zu erzielen. Die Versuche, solche

Kakteen in Handballgröße in der freien Natur in einen Blumentopf zu pflanzen, scheiterten an dem kleinen Wurzelballen, die den Kakteen im Topf keinen Halt boten. Dank Evelines Sprachkenntnisse, die auch Spanisch perfekt beherrscht, gelangten sie nach Hunderten von Kilometern Suche mit einem Mietwagen, dessen letzte Inspektion sicher ein Jahrzehnt zurücklag (Gott sei Dank versteht Gregor als Physiker auch eine Menge von Kfz-Technik), in Torreón an einen Hobbyzüchter, der Kugelkakteen in allen Größen in Terrakotta-Töpfen in dem glühend heißen Innenhof seines Hauses stehen hatte. Die Terrakotta-Töpfe hatten es ihm besonders angetan. Er erklärte umständlich und langatmig (durch Evelines Übersetzen verdoppelte sich die Zeit), dass die marktorientierten Zuchtbetriebe aus Gewichtsgründen für den Übersee-Export meist Plastiktöpfe verwenden, dass dies aber von vornherein den sicheren Tod der Kakteen bedeute, weil sich, auch bei sparsamstem Gießen, Staunässe bildet, und das bedeute Mord an den vielen armen kleinen Individuen. Die Folge dieser Verbrechen sei zwar ein rasches Blühen, aber dies sei eine Art Angstreaktion der Pflanzen, weil ihre Seele den Artenerhalt anstrebe. Und dann erzählte Don Ramirez den Rest des Tages von Kakteenseelen, wozu sie fähig seien, was sie bewirken können und so weiter. Gregor und Eveline gelangten indes zu der Erkenntnis, dass Don Ramirez' Seele von den Kakteenseelen schon angesteckt sei und man heute zu keinem Handel mehr kommen könne. Mañana! Sie heuchelten großes Interesse und baten, am nächsten Tag wiederkommen zu dürfen. Sie ließen sich von dem Alten ein Hotel empfehlen und erholten sich dort von seinen Spinnereien, aber zugegeben, so unrecht hatte der wahrscheinlich doch nicht, denn sie hatten – gefiltert – eine Menge über Kakteen, ihre Zucht und Pflege sowie

ihre Besonderheiten erfahren. Sie waren überzeugt, würden sie hier leben, könnten sie mit diesem Wissen erfolgreiche Kakteenzüchter werden.

Am folgenden Tag fanden sie sich bei Don Ramirez wieder ein und das Kakteenseminar wurde fortgesetzt. Besonders wichtig fand Gregor zu erfahren, wie man am besten Wunden heilt, wenn der Kaktus einmal verletzt würde. Am Nachmittag kam der entscheidende Moment. Don Ramirez versicherte, noch nie so interessierte Besucher in seinem Hause gehabt zu haben, und als Dank und Anerkennung wolle er ihnen einen der (vielleicht zweihundert) Kakteen schenken, wenn sie ihm versprechen, auf die Seele seines Kindes, so drückte er sich aus, empfindlichste Rücksicht zu nehmen. Das versicherten natürlich Eveline und Gregor im Angesicht der Santa Maria, und sie durften sich ein Exemplar aussuchen. Das taten sie im Hochgefühl der Freude, die jedoch sogleich wieder gedämpft schien, da Don Ramirez nachdenklich den Kopf hin und her bewegte, denn er hatte Sorge, ob der Transport wegen der zarten Wurzeln gelingen würde. Er werde ein Gestell basteln und den Kaktus in einem Behältnis so gut verstauen, dass er sich nicht lockere. Das bedeutete für Gregor und Eveline noch mindestens einen weiteren Tag Aufenthalt in Torreón.

Gegen Abend des anderen Tages nahmen sie ihr Geschenk in Empfang. Es war eine Kiste in Würfelform, etwa 50 mal 50 mal 50 Zentimeter groß. Sehr passend (!) für einen Rückflug nach Deutschland. Was weder Gregor noch Eveline ihrem Kakteenfreund zugetraut hätten: Er hatte Zollpapiere besorgt – woher? Weiß der Teufel! –, auf der Kiste klebte die Zollvignette für Pflanzenausfuhren; sonst hätten sie sicher große Schwierigkeiten bekommen.

Zu Hause angelangt, begann Gregor sofort mit seinem Experiment. Er implantierte in die Mitte der Kaktuskugel einen Mikrosender in der Größe

eines Streichholzkopfes und verschloss die „Operationswunde“ fachmännisch nach den Angaben Don Ramirez'. Über dem Blumentopf installierte Gregor eine Rotlichtlampe; auch das hatte Don Ramirez empfohlen. An den Tontopf brachte er ebenfalls einen Chip an, ein superdünnes Plättchen, das er selbst entwickelt hatte, und zwar klebte er es unter das Topfetikett „Echinocactus grusonii“. Beide Elektronikteilchen waren miteinander verbunden.

Eines Abends war aus Gregors Schreibtischschublade im Institut ein Schaltplan verschwunden. Dass er das überhaupt gemerkt hat, war einem Zufall zu verdanken. Er hatte auf einen Zettel, den er im Büro vergessen hatte, die Telefonnummer eines Fachkollegen notiert, den er unbedingt noch anrufen musste. Gregor konnte auf seinem Schreibtisch den Zettel nicht gleich finden, er wollte also auch in der Schublade nachschauen und stellte sofort das Fehlen des mehrmals zusammengefalteten DIN-A0-Planes fest. Er hatte schon seit einiger Zeit das unguete Gefühl, dass Dr. B ihn ausspioniere, und das scheint der sichere Beweis zu sein. Nächsten Morgen ging er etwas früher als sonst ins Institut, und siehe da, Dr. B war schon anwesend. Gregor tat sehr erstaunt, Dr. B erklärte wie selbstverständlich, dass er heute Nachmittag etwas eher weggehen möchte und die Stunde vorgezogen habe. Der Plan lag wieder im Schreibtisch. Er nahm ihn heraus, faltete ihn auseinander und begann zu arbeiten. Nach einer Weile fing er an zu schimpfen, zerraupte sich die Haare vor Wut und erklärte dem scheinheilig sich erkundigenden Dr. B, dass er eben einen fundamentalen Fehler entdeckt habe. Kein Wunder, so erklärte Gregor ebenso scheinheilig wie Dr. B, dass alle bisherigen Versuche fehlgeschlagen seien. Auf einem Blatt skizzierte er die angeblichen Fehler, veränderte die Schaltimpulse so, dass sie keinesfalls funktionieren können, merkte sich genau, wie er den Stift auf das Blatt gelegt

hatte, und begab sich zur Mittagspause. Und als er zurückkam, war das geschehen, was er vermutet hatte, der Stift lag nicht mehr exakt an seinem Platz. Also hat Dr. B den Zettel wahrscheinlich kopiert. Gregor hoffte, dass er damit das Schlimmste abgewendet habe. Den Plan nahm er von nun an vorsichtshalber mit nach Hause.

Bei einem Betriebsjubiläum, einige Wochen später, flirtete die attraktive Eveline mit dem, wie sie ihm gegenüber bekannte, so sympathischen Erich. An den folgenden Tagen kam sie oft erst spät nach Hause, und man sah Gregor öfter allein im Bistro. An einem Sonntagabend, es wurde schon dämmrig, stand Gregor am Fenster und hantierte mit seinem Versuchsobjekt, dem *Echinocactus grusonii*. Da bogen aus der gegenüberliegenden Gasse, Arm in Arm, Eveline und Erich. „Du Hund! Du niederträchtiger, gemeiner Hund! Wart, ich geb's dir!“ Gregor ergriff den Blumentopf und schleuderte ihn gegen Evelines Liebhaber. Normalerweise wäre der Wurf bis zur anderen Straßenseite chancenlos gewesen. Dieser Wurf jedoch war ferngesteuert. Etwa auf halber Strecke trennte sich die Kaktuskugel vom Topf wie ein Satellitenkopf von der Trägerrakete, und so sehr Erich dem Geschoss auszuweichen suchte, es traf exakt seinen Kopf und legte Erich lang. Eveline, die trotz des guten Wetters an diesem Tage ihren Stockschild mitgenommen hatte – zur besseren Verteidigung, wie sie dem verwunderten Erich erklärt hatte –, war zur Seite gesprungen, hatte (man hätte an eine Reflexbewegung denken können) den Schild mit der Spitze nach oben gerissen, und darauf knallte der Blumentopf und blieb – kaum zu glauben – mit dem Wasserabzugsloch auf der Spitze stecken.

Das Ergebnis des Kaktuswurfes war phänomenal. Erich war glücklicherweise nicht ernstlich verletzt, nur eine kleine Gehirnerschütterung,

und die herbeieilenden Passanten fanden einen leicht ohnmächtigen Kaktuskopf. Denn aus noch unerklärlichen Gründen hatten sich beim Aufprall die etwa fünf Zentimeter langen Stacheln aus dem Fruchtkörper gelöst und steckten nun in Erichs Mütze beziehungsweise hatten sich durch diese hindurchgebohrt und steckten jetzt in Erichs Kopfhaut. Eveline hatte geistesgegenwärtig Notarzt und Krankenwagen angefordert; was ihr nicht recht war, dass auch die Polizei mit Blaulicht und Tatütata angerast kam. Sie machte keine Aussagen, sie stehe zu sehr unter Schock, sie gab lediglich Name, Adresse und Geburtsdatum zu Protokoll und versicherte, am nächsten Tag in die Polizeidienststelle zu kommen.

Sowie Krankenwagen und Polizeiauto außer Sichtweite waren, rannte Eveline ins Haus, die Treppe hinauf, in der geöffneten Tür wartete schon Gregor, die beiden fielen sich um den Hals und wie aus einem Mund kam der zufriedene Seufzer: „Es hat geklappt!“ Gregor lief noch einmal auf die Straße, es war inzwischen ganz dunkel geworden. Die praktisch stachellose Kugel war zur Seite gerollt, von einer Straßenlaterne nur schwach beleuchtet. Mit Lederhandschuhen packte er das Relikt, in dem der wertvolle Minisender steckte, in eine Tasche und trug es heim.

Nächster Tag, neun Uhr morgens. Eveline und Gregor sitzen in einer Anwaltskanzlei.

– Nun erzählen Sie mir ganz genau, mit jeder Kleinigkeit, wie sich die Sache zugetragen hat. Darf ich unser Gespräch aufzeichnen, damit nichts verlorengelht?

– Ja, natürlich!

– Was meinst du?

– Ja, klar.

- Mein Arbeitskollege, Dr. Erich B, arbeitet wie ich an einem physikalischen Forschungsprojekt für Steuerungsvorgänge. Als ich zufällig mitbekam, dass er wahrscheinlich einen Teil meiner Forschungsergebnisse gestohlen hat, war ich furchtbar sauer, ja wütend auf ihn, weil er sich meine langjährigen Forschungen zueigen machen wollte. Ich besprach diese Sauerei mit meiner Frau, und die sagte: Lass mich nur machen. Nun erzähl du weiter.
- Es war bei einem Betriebsjubiläum vor etwa vier Wochen. Ich machte mich an Erich, also Herrn Dr. B ran und es war mir ein Leichtes, ihn rumzukriegen.
- Bei Ihrem Charme kein Wunder.
- Danke! – Ich musste die Affäre so lange spielen, bis er mir gestand, dass er Gregor, also meinem Mann, den Schaltplan entwendet, kopiert und wieder in seinen Schreibtisch im Institut gelegt hat. Das klappte nur, weil ich immer abfälliger von meinem Mann geredet habe. Es hat mich viel Geschick gekostet, ihn so lange hinzuhalten, denn er wollte schon nach wenigen Tagen mit mir ins Bett steigen. Mich zu begripschen und zu knutschen, musste ich wohl oder übel über mich ergehen lassen.
- Dieser Sauhund!
- Aber was hätte ich denn anderes tun sollen? Wir hätten sonst keine Gewissheit über seine Gemeinheiten bekommen.
- Ja, ist ja gut, Eve!
- Sowie ich sein Geständnis hatte – hier ist die Cassette, ich habe es heimlich aufgenommen –,
- Danke.
- haben wir den gestrigen Sonntag verabredet. Da könne er mich ganz haben, weil Gregor angeblich verreist gewesen sei. Nach einem guten Abendessen



im Kronprinzen steuerten wir auf unsere, das heißt also auf Gregors und meine Wohnung, zu. Dann kam der Kaktuswurf.

- Du musst erst noch erzählen, wie du den Empfänger angebracht hast.
- Ach ja, also: Während Dr. B auf dem Klo war, habe ich schnell in seine Mütze die kleine Platine geklebt, damit der ferngesteuerte Kaktus sein Ziel findet. Das hat klasse funktioniert. Die Regenschirmspitze, ich hatte nämlich zu Erichs Verwunderung einen Stockschild mitgenommen, hatten wir natürlich vorher schon präpariert.

Den Rest erzählte Gregor.

Am Nachmittag des gleichen Tages erschienen Eveline und der Rechtsanwalt auf dem Polizeipräsidium. Als Ehefrau kann Eveline natürlich die Aussage verweigern, was sie auf Anraten des Anwalts auch zur Gänze tut.

Bei dem Prozess in einigen Monaten wegen Körperverletzung wird Gregor mit einer ganz geringen Strafe davonkommen, weil die Tat „im Affekt“ geschah.

## Der Schlüssel

Die Geschichte spielt im England des gerade begonnenen 21. Jahrhunderts. Lord Paddington ist verstorben und hinterlässt einen ansehnlichen Besitz in Sussex. Er hat nur eine Tochter, Mary, 34 Jahre alt; sie ist mit einem Geschäftsmann, Mr. Macleath, verheiratet, der in London, in der Nähe des Piccadilly Circus, ein exquisites, gutgehendes Geschäft für Herrenkonfektion mit Maßschneiderei betreibt. Zu seinen Kunden gehören die Lords aus ganz Südengland, die Mitglieder des Oberhauses, selbstverständlich der Premierminister, Angehörige des Königshauses (weshalb auf seinem Firmenschild „Purveyer to Her Majesty“ zu lesen ist) und zahlreiche andere Persönlichkeiten der High Society.

Obwohl Mrs. und Mr. Macleath fast nur mit den genannten Kreisen zu tun haben, führen sie ein eher bescheidenes Leben. Sie sind echte Großstädter, mehr noch: echte Londoner, und widmen sich der Kunst, besuchen Konzerte, Ausstellungen und Theater, amüsieren sich auch mal in Speaker's Corner; ab und zu unternehmen sie eine Themsefahrt oder erholen sich im Kensington Park. – Das viele Geld, das sie zweifellos haben, setzen sie im Mäzenatentum ein. Sie betreiben eine Galerie für moderne Kunst, speziell für Künstler aus der Dritten Welt.

Mit ihrer, richtiger: mit Marys Erbschaft gedenken sie eine Kunsthalle für die vielen in ihrem Londoner Haus angehäuften Gemälde zu bauen. Mary hat sich nie in ihrem Elternhaus richtig wohlgefühlt. Die Steifheiten mit Butler, mit five o'clock tea, mit leerem small talk, mit livriertem Personal et cetera widerten sie an. „Auch England muss über seinen verstaubten Schatten springen“, ist ihr Wahlspruch, ist ihre Überzeugung als emanzipierte Frau.

Ein Käufer für das Landhaus ihres Vaters mit dem zehn Hektar großen Areal war über einen Makler schnell gefunden. Das wertvolle Mobiliar wurde Sotheby zur Auktion übergeben, nur einige gediegene Stücke, an denen Marys Herz hing, behielten die Macleaths. Die Bibliothek verkauften sie an einen Scheich in einem der Vereinigten Arabischen Emirate, weil der Verstorbene ein anerkannter Kenner der Arabistik sowie ein Sammler alter arabischer Bücher und Handschriften war. Der Konsul der Emirate in Großbritannien hatte den Kontakt zu dem Käufer hergestellt, und der schickte nach wenigen Tagen eine Crew zum Einpacken der Bücher in einen Container samt Truck sowie einen Blancocheque, in den die Frau Gemahlin des Mr. Macleath den zu bezahlenden Betrag selbst einsetzen möge.

Einige Tage später hält vor dem Haus des Königl. Hoflieferanten ein Rolls-Royce, ihm entsteigt besagter Konsul und übergibt Mr. Macleath mit den besten Empfehlungen des Scheichs ein mit echter Goldkordel umschnürtes Paket. Dazu einen Brief in Arabisch, den der Scheich selbst höchstpersönlich geschrieben hat und den der Konsul sogleich übersetzt: „Ich beehre mich, dem Königlichen Hoflieferanten Macleath in London aus der von mir gekauften Bibliothek ein Buch, das kein Buch ist, zurückzugeben. Es wurde von meinen Leuten zu meinem tiefsten Bedauern versehentlich mit eingepackt. Ich bitte diesen Fauxpas höflichst zu entschuldigen. In Verehrung Ihr ...“

Das Buch ist in der Tat kein Buch. Es sah nur so aus, als die hölzerne Kassette mit gepresstem Lederrücken in Lexikongröße zwischen den vielen, etwa zweieinhalbtausend Büchern in der Bibliotheksschrankwand stand. Was ist diese Box? Hatte sie nur Schmuckfunktion? Wohl kaum. Moment mal! Haben die senkrechten Ständer der Bücherschrankwand nicht die gleichen

Schnitzereien? Ja, ganz bestimmt! Mary kannte ihren Vater natürlich so gut, dass sie weiß, dass diese Übereinstimmung mit Gewissheit etwas zu bedeuten hat. Die beiden Holme der Seitenwände und die Mittelstrebe maßen etwa zehn Zentimeter, die dazwischen stehenden je zwei Holme waren ungefähr halb so breit. Drei breite und vier schmale Wände – also: drei plus vier ergibt sieben. Drei symbolische Zahlen! Und bei Vaters Hang zur Zahlensymbolik verberge sich dahinter sicherlich ein Geheimnis.

Mary und ihr Mann beginnen das Pseudobuch akribisch zu untersuchen, und es fällt ihnen auf, dass sich auf der „Buch“-Unterseite, direkt neben dem Lederrücken, in dem sonst ganz glatten Holz ein Asteinschluss befindet. Mehr unbewusst als gewollt drückt Gregor auf den Ast, und der „Buch“-Rücken springt ein wenig hoch und lässt sich nun, in zwei Nuten geführt, nach oben abziehen. Gregor wird sofort von seinen Kindheitsphantasien eingeholt und von der englischen Kriminalroman-Mentalität überrollt, er denkt an diverse Abenteuer- und Räubergeschichten und probiert die raffinierte Technik gleich noch ein paarmal aus: Rücken runterschieben, mit einem kleinen Klick einrasten lassen, auf den Ast drücken, Rücken löst sich und wird nach oben abgenommen ... Mary muss Gregor regelrecht wieder zur Vernunft bringen und dem Spiel Einhalt gebieten. Jetzt erst registrieren sie mit Bewusstsein ein zierliches, kleines messingumrahmtes Schlüsselloch, das sich hinter dem „Buch“-Rücken verbirgt.

Wie durch ein Wunder, vielleicht war es auch Schicksalsfügung, wahrscheinlich aber war es das Ergebnis von Marys Pragmatismus, hatten sie bei der Nachlassabwicklung einen Beutel, der schon eher einem Sack glich, mit Schlüsseln (großen und kleinen, alten und uralten) in eine Truhe auf dem

Boden getan. Der Sack wird herbeigeschleppt, auf den Tisch ausgeschüttet, und dann wird der Schlüsselhaufen gesichtet. Das geht relativ schnell, denn die großen und mittelgroßen Schlüssel kommen sowieso nicht in Betracht. Dass der alte Lord Paddington überhaupt so viele Schlüssel aufgehoben, um nicht zu sagen: gesammelt hat, war einer seiner Spleens. Auf die näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

Der gesuchte Schlüssel ist gefunden! Ein zierliches Messingschlüsselchen mit einem für seine minimale Größe ungewöhnlich komplizierten Bart. Mittels eines Dietrichs hätte man das Schloss sicher nicht öffnen können. Wahrscheinlich hätte man das Pseudobuch zertrümmern müssen. Innerhalb des Schlüssel-, besser gesagt: Schlüsselchengriffs ist eine Sonne eingearbeitet, deren Strahlen bis zum Rand des Griffinges reichen.

Die Überraschung ist groß! Im Inneren der Box liegt festgeklemmt, damit er sich nicht bewegen und klappern kann, noch solch ein Schlüssel, haargenau in Form und Gestaltung der gleiche, nur etwa in dreifacher Größe. Sonst nichts. Nun müssen Mary und Gregor all ihre kriminalistischen Fähigkeiten einsetzen: Erstens, die Lederprägung des „Buch“-Rückens entspricht den Schnitzerein der Schrankholme – also besteht ein Zusammenhang. Zweitens, der Öffnungsmechanismus der „Buch“-Box müsste sich logischerweise auf den Corpus der Bücherschrankwand übertragen lassen. Drittens, unter den Schnitzelementen müssten sich demnach Geheimfächer verbergen, zu deren Aufschließen der gefundene Schlüssel dient. In ihnen liegen ungeahnte Schätze!? – Was mag sich, wenn es so ist, in den Fächern befinden? Der Bücherschrank wurde durch Sotheby versteigert und gehört jetzt einem Earl in Schottland. Zurückkaufen? Und wenn sich die Vermutung als falsch erweist? Es ist ein Risiko – halbe-halbe. Unter Umständen

verzichtet man auf ein Vermögen, denn Lord Paddington war unberechenbar. Oder man investiert eine Menge Geld für nichts.

Die Entscheidung wird plötzlich in eine völlig andere Richtung gelenkt, nachdem sich ein Möbelrestaurator angemeldet hat. Er erzählt, dass er für einen Kunden ein schweres dunkelbraunes Ledersofa, das der aus dem Besitz des Lord Paddington bei der Sotheby-Auktion erworben habe, aufarbeiten soll. Beim Abziehen des alten Lederbezuges fand er unter der Sitzfläche einen niedrigen Kasten, vergleichbar mit einem Bettkasten, über die gesamte Sitzbreite. Der Lederbezug war über den Kasten darübergespannt und auf der Unterseite mit großen Druckknöpfen befestigt, die wie Ziernägel aussehen. Deshalb war das Fach wohl auch nicht entdeckt worden. Der Kasten besitze ein Schlüsselloch, und deshalb komme er zu fragen, ob es vielleicht den Schlüssel noch gebe. Mary vereinbart mit dem Restaurator einen Termin, bei dem auch der jetzige Besitzer anwesend sein müsse.

Der dem „Buch“ entnommene Schlüssel wird zu den anderen Schlüsseln in den Sack getan, denn Mary und Gregor halten es für angebracht, auf den mysteriösen Schlüssel nicht besonders aufmerksam zu machen. Man trifft sich, es werden die verschiedensten Schlüssel ausprobiert, und siehe da, nur der Geheimschlüssel passt. Die Klappe wird geöffnet, der Kasten ist leer – fast leer. Nur ein Zettel wird gefunden, dessen Aussehen darauf schließen lässt, dass er schon jahrelang auf seine Entdeckung wartet. Auf ihm steht: Matth. 7,7. Der Restaurator holt seine Bibel, schlägt das Matthäus-Evangelium auf und liest aus dem 7. Kapitel den 7. Vers vor: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.“



## Der Schrank

„Zur Erholung“ ist eine Mischung aus Kneipe, Gasthaus, Kaschemme, Hotel und Absteige zugleich und liegt im Hafenviertel. Das als heruntergekommen zu bezeichnen, würde dem Quartier nicht gerecht werden; vielmehr hat es seinen Charme aus dem 18./19. Jahrhundert bewahrt. Wenn der lange Hein ein Rotlichtmädchen, die ihre Zimmer meist im ersten Stock der kleinen gedrungenen Fischerhäuschen gemietet haben, besuchen will, schafft er es mit einem gekonnten Klimmzug durchs Fenster und spart so sein Eintrittsgeld. Auf der schmalen, niedrigen, knarrenden Holzterappe hätte er sich höchstens eine Beule am Kopf eingehandelt. Auf dem holperigen Katzenkopfpflaster torkeln die Matrosen aus aller Herren Länder noch mehr als sonst. Ein Knochenbruch pro Woche, meist Fußgelenkfrakturen, sind die Regel. Nur wenige der Fischerhütten sind noch von richtigen Fischern bewohnt; man erkennt sie an den Blumenkästen, die meist mit leuchtend roten Geranien bepflanzt sind. An den anderen hängt eine Laterne, viele mit roten Lämpchen; die Laterne zeigt an, dass sich hier *auch* eine Kneipe befindet. Aus manchen Fenstern der niedrigen Hütten lässt einer seinen Kopf raushängen und kotzt auf die Gasse. Unangenehm, wenn einer darüber aus dem ersten Stock das gleiche tut.

In den etwas breiteren der dicht bei dicht stehenden rotbraunen Backsteinhäuser leben Handwerker oder Krämer; erstere sind ausschließlich Männer mit zerfurchten, gegerbten Gesichtern und schwieligen Händen – Reusenflechter, Netzflicker, Bootsbauer, Schreiner. Die Krämer sind vielfach Frauen, die mehr Geschick haben, den Matrosen etwas anzudrehen; ihre Männer verdienen ihr Geld in anderen Berufen außerhalb des Viertels. Eine



Ausnahme macht der Inhaber des „Klabautermann“, dessen Eckladen die beiden angrenzenden Häuser zur Rechten und zur Linken, die ihm auch gehören, mit einbezieht. Man sagt, er sei der reichste Mann im ganzen Viertel; die meisten Insider hingegen verneinen das hinter vorgehaltener Hand, sie behaupten, dass dieses Prädikat dem Wirt des Gasthauses „Zur Erholung“ zukomme. Im „Klabautermann“ machen die Seeleute alles zu Geld, was sie von ihren Fahrten mitbringen: Buddelschiffe, Turbane, afrikanische Schnitzereien, Walfischknochen, Indiokeramik, Gold- und Silberschmuck, Tonfiguren (angeblich von Troja), Hieroglyphenplatten (angeblich aus einem Pharaonengrab) und so weiter, und so weiter. Die paar Euro, die sie dafür bekommen, versaufen sie gleich in der nächsten Pinte oder bezahlen damit irgendeine Nutte. Seine Geschäfte macht der „Klabautermann“ vor allem mit Touristen, die das Hafenviertel am Tage bevölkern, die vom echten Leben hier nichts mitbekommen und die glauben, hier ein gutes Schnäppchen gemacht zu haben, wenn sie beispielsweise für eine „historische“ pakistanische Messingschale, sogar mit Zertifikat (in Wirklichkeit Ramsch aus Karatschi) gutes Geld bezahlen.

Das schmale, krumme Gassengewirr mündet auf einem kleinen Platz, dessen Kopfsteinpflaster mit einem schönen Muster versehen ist. Die blauschwarze Farbe des Basaltpflasters ist unterbrochen von gelblich-roten Granitsteinen, die in der Platzmitte einen Kreis bilden, vielleicht die Sonne symbolisierend, und dessen Strahlen bis an den kreisförmigen Platzrand reichen. Alle Gebäude umschließen den Platz ringförmig. Da ist zum einen ein barockes Kirchlein, in dem gleichzeitig höchstens fünfzig Menschen Platz finden. Madonna und Kruzifix werden hier verehrt sowie eine an der Decke hängende Kogge. Die Glocke, die für die Kapelle eigentlich zu mächtig ist,

das Geschenk eines portugiesischen Handelsherrn (man munkelt, als Buße für einen von ihm begangenen Rotlichtmord) läutet täglich viermal: um sechs Uhr zum Auslaufen, um zwölf Uhr zu Mittag, um achtzehn Uhr für die Heimkehrenden und um vierundzwanzig Uhr zur Nachtruhe. Dann machen alle Gasthäuser dicht, die Prostituierten werfen ihre Freier raus, die Matrosen müssen schleunigst zu ihren Schiffen, deren Gangways um 0.30 Uhr hochgezogen werden.

Die zweitwichtigste Einrichtung auf der Störtebeker-Piazza ist die Polizeistation. Würde der Oberwachtmeister nicht seine Uniform tragen, er wäre von einem alten Seebären nicht zu unterscheiden. Seit über zwanzig Jahren tut er hier schon Dienst (sein Dienstfahrzeug ist eine Mofa), nachdem er seinerzeit hierher strafversetzt worden war. Die damalige Entscheidung des Polizeipräsidiums hatte sicherlich nicht die erwünschte Wirkung, denn Bulle Pit, wie ihn alle Nennen, fühlt sich hier sauwohl; lediglich seine Ehe ging in die Brüche. Aber beim Hafenvolk genießt er höchste Achtung, und sein Wort gilt ohne Einschränkung.

Des Weiteren sorgt sich die Heilsarmee auf der Piazza um alle Gestrauchelten. Sie ist eine der ganz wenigen Sektionen, die so viel zusammenbettelt, dass sie alle Ausgaben selbst bestreiten kann und sogar noch einen Überschuss erzielt. Und wenn einer mal nichts geben will, dann drohen die Heilsarmisten und –armistinnen erfolgreich mit Bulle Pit, der die Autorität eines Mafioso besitzt.

Dann gibt es auf der Piazza noch einen Friseur, der auch für Piercing und Tattoos zuständig ist, eine von einem Ehepaar betriebene Arztpraxis mit angeschlossener Apotheke, eine nur stundenweise besetzte Außenstelle der Stadtverwaltung und das sicher beste Lokal von allen hier im Hafenviertel:

„Zur Erholung“, das als einziges keine Laterne als Erkennungsmerkmal besitzt, sondern eine beleuchtete Schrifttafel, sogar mit dem Zusatz „Hotel“. Trotz dieser scheinbaren Außenseiterrolle steht der kleine dicke Kneipier und Hotelier mit allen anderen Lokal- und Etablissementbesitzern im besten Einvernehmen.

Natürlich kann man mit dem Auto durch die engen Gassen rumpeln, aber die eigentliche Zufahrt zur Piazza sollte von der anderen Seite her erfolgen, vorbei an den Kais, Speichern und Lagerhallen, vorbei am Großmarkt und Schlachthof. Wer mit dem Auto von dieser Seite auf die Piazza zusteuert, ist aufs äußerste überrascht von der Atmosphäre, mit der die Piazza ihre Besucher empfängt, sofern man vorher beim Durchfahren durch die stinkenden, dreckigen, lärmenden Hafenanlagen noch nicht umgekehrt ist. Vor der Kapelle befindet sich sogar eine kleine Grünanlage mit ein paar Birken und – je nach Jahreszeit – hübsch angelegten Blumenrabatten, für die die Seemannswitwen sorgen, die hinter der Kirche in dem Jens-Jensen-Haus wohnen, einer Stiftung, die eben dieser Jens Jensen vor gut hundert Jahren ins Leben gerufen hat, Sohn eines Reeders, der als junger Seeoffizier hier seine Frau gefunden hat. Seine nicht unvermögenden Nachkommen verwandeln jedes Jahr am urkundlichen Gründungstag der Stiftung die Piazza in einen Ort ausgiebigen Feierns. Für die Bewohnerinnen des Stiftes ist an diesem Tag alles frei.

Auf dem durch eine Hecke etwas abgeschirmten Parkplatz stehen oft teure Nobel-Karossen, teils mit, teils ohne Chauffeur. Die Herren verschwinden im Hotel „Zur Erholung“. Wegen der dicht gewebten Stores und Gardinen kann man beim besten Willen keinen Blick ins Innere des Lokals tun. Es wird immer wieder gemunkelt, dass in diesem Haus

Drogenbosse ein und aus gehen, dass hier Edelprostituierte ihrem Gewerbe nachgehen und dass die Zigarettenmafia hier ihren Sitz habe.

Bulle Pit musste für die Kripo schon Dutzende Berichte über das angebliche Treiben in der „Erholung“ ausfertigen, aber jedesmal kommt der Oberwachtmeister zu dem Ergebnis, dass es nichts Auffälliges gebe und dass er trotz sorgfältigster Observation keinerlei Anzeichen für ungesetzliche Aktivitäten feststellen könne.

Eines Abends, nachdem besonders viele gutgekleidete Ganoven in der „Erholung“ verschwunden waren, sollte der Polizei der große Schlag gelingen. Gegen 23 Uhr kamen etwa fünfzig Polizeiautos, besetzt mit gut zweihundert Polizisten und Polizistinnen. Eine halbe Hundertschaft war für die Abriegelung des Parkplatzes und für die Kontrolle der Fahrzeuge vorgesehen. Als die Polizisten, teilweise mit Maschinenpistolen bewaffnet, aus ihren Fahrzeugen sprangen und den Parkplatz stürmten, fanden sie nur gähnende Leere vor. Währenddessen wurde von den anderen Einsatzkräften das Hotel umstellt, grelle Scheinwerfer wurden auf das Gebäude gerichtet, und der Einsatzleiter selbst stürmte mit etwa zwanzig Beamten in die Gasträume. Nichts! Nur vier Kartenspieler aus dem Viertel saßen am Stammtisch, in dessen Mitte eine Hansekogge stand. Jeder war mit seinen Karten und seinem Bier beschäftigt, die Polizeiaktion völlig ignorierend. „Achtzehn? – Ja! – Zwanzig? – Ja! – Zwei, vier, sieben? – Ja! – Dreißig? – Weg!“ – Der Wirt, völlig ungerührt, fragte: „Was wünschen die Herren?“ Von so viel Coolness überwältigt, ließen sich die Uniformierten auf die Stühle fallen. Der Einsatzleiter hingegen scheuchte sie sofort wieder hoch und befahl: „Alles durchsuchen!“ Das war dem Hotelier zuviel. „Ohne Durchsuchungsbefehl nichts zu machen!“ Man war aber aufs Beste vorbereitet. Ein

Durchsuchungsbefehl lag vor, und dann begann man in Begleitung des Hoteliers das Hotel in allen Winkeln vom Keller bis zum Dachboden zu durchsuchen. Wieder nichts! Nur ein Zimmer war bewohnt. Von einer bildhübschen mandeläugigen jungen Frau mit thailändischem Pass, die fließend Deutsch sprach. Eine Erklärung, warum sie hier wohne, gab sie nicht ab. Und nach dem Besitzer der Krawatte, die auf dem Nachttisch lag, befragt, antwortete sie mit charmantem Lächeln, dass sie ihrem Freund gehöre, der leider nicht hier sein könne, und statt eines Fotos habe sie immer diesen Schlips bei sich. Die Herren wüssten ja wohl, dass dieses Bekleidungsstück zu den Symbolen des Phalluskultes gehöre. Die Polizei gab sich schließlich geschlagen, entschuldigte sich für ihre Aktion – Befehl sei halt Befehl – und verließ gegen ein Uhr (eine Stunde nach dem Mitternachtsläuten) das Hafengelände. Auch die weiteren Observationen und Kontrollen liefen ins Leere ebenso wie die immer wieder eingeforderten Berichte von Bulle Pit.

Schnell glättete sich die Aufregung wieder und das Leben in unserem Hafenviertel ging seinen üblichen Gang. Monate später flog – weit weg von hier – ein Drogenring auf und einer der Kuriere wusste zwar nicht den Namen der Hafenstadt, konnte aber genau den Platz beschreiben, wo er immer auf die Übergabe des Stoffes gewartet hatte, den sternförmig gepflasterten Platz mit den schwarzen Steinen und den gelblich-roten Strahlen und so weiter. Die pfiffige Rauschgiftkommission konnte aufgrund der Beschreibung tatsächlich die Piazza ausmachen, und das Hotel „Zur Erholung“ stand plötzlich wieder im Mittelpunkt der Ermittlungen. Es wurden zwei verdeckte Ermittler eingesetzt, die ein- bis zweimal die Woche, mal mit einem Schiff, mal mit dem Auto kommend, zu unterschiedlichen Tageszeiten in der Hotelgaststätte einkehrten, manchmal auch übernachteten, sich des öfteren hier mit einem

Dritten trafen. Die anfängliche Skepsis des Wirtes legte sich im Laufe der Zeit, und nach einem Vierteljahr gehörten sie ganz einfach mit zu den Gästen des Hauses.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit kommen die beiden diesmal am Sonntagabend. Der Gastraum ist gut besetzt und die beiden merken sofort, dass sich bei den Gästen eine gewisse Nervosität breitmacht. Eine lange, edel gedeckte Tafel für etwa dreißig Personen ist noch leer. Der Chef des Hauses begrüßt die beiden „Stammgäste“ in der üblichen, schon fast familiären Freundlichkeit mit Handschlag, aber begeht einen entscheidenden Fehler, der ihm später zum Verhängnis werden soll. Er nimmt – ganz gegen die sonstige Gewohnheit – den beiden Herren die Jacken ab und hängt sie in den der Eingangstür gegenüber stehenden mächtigen Eichenschrank, der bisher immer verschlossen war und erst heute zeigt, dass er keine Flügeltüren, sondern Schiebetüren besitzt. Den beiden fällt natürlich sofort auf, dass die Garderobe der anderen Gäste an den Garderobenhaken hängt, die im Raum verteilt sind. Intuitiv macht Felix (so heißt einer der beiden Ermittler) ein paar Fotos mit seiner versteckten Minox-Kamera, und auch just in dem Moment, als der Hotelier die Jacken in den Schrank hängt und mit seiner linken Hand in die linke obere hintere Ecke des Schranks greift. Er schließt den Schrank und alles scheint normal weiterzugehen.

Nach dem Abendessen – der Wirt holt wieder persönlich die Jacken der beiden Gäste – begeben die sich auf ihr Zimmer. Sie beobachten sehr genau die Straße, und nur hin und wieder geht ein Herr in das Lokal. Aber vom oberen Flur her ist eine ziemlich große Gesellschaft zu vernehmen, zwischen dem Stimmengewirr ist immer wieder auch Frauenlachen zu hören, obwohl vorher keine Damen in dem Gastraum waren und Felix und Ralf (so heißt der

andere Ermittler) auch keine weiblichen Besucher in das Hotel haben kommen sehen. Unter dem Vorwand, noch ein Bier trinken zu wollen, gehen die beiden Kriminalisten noch einmal in den Gastraum. Die lange Tafel ist jetzt voll besetzt, Champagnerflaschen stehen in blank glänzenden Sektkübeln, zwischen den Herren sitzen sehr attraktive, leicht bekleidete Ostasiatinnen, manche auch auf dem Schoß ihres Galan. Die ganze Gesellschaft ist schon ziemlich angeheitert, und das ist wohl auch der Grund, dass man die beiden kaum registriert. Nur eine der jungen Frauen, sie mochten zwischen sechzehn und dreißig sein, verschwand blitzschnell durch die Tür zur Küche.

Die beiden hatten gerade ihr Bier bekommen, als zwei Mädchen das Lokal betraten, unschwer als Nutten zu erkennen, mit deutlich geringerem Niveau als die Frauen der hier tafelnden Gesellschaft. Sie fragten mit einer eher gezwungenen Höflichkeit, ob sie sich zu den „zwei Hübschen“, wie sie es formulierten, setzen dürfen; und im gleichen Atemzug meinte die eine, Bier würden sie aber nicht trinken. Sie wurden nach ihrem Wunsch befragt, und Ralf bestellte zwei Gläser Krimsekt. Sehr schnell brachten die beiden Frauen das Gespräch auf den Punkt: Hier im Hotel könnten sie nicht miteinander schlafen, da sei der Hotelier sehr konsequent, aber sie hätten eine schöne Wohnung, nur ein paar Schritte von hier, da könne man „prima“ die Nacht verbringen, zu trinken hätten sie genug. Felix und Ralf winkten ab, sie seien sehr müde und müssten am nächsten Morgen früh weiterfahren. Die anfängliche Höflichkeit schlug um. „Ihr Scheißkerle, ihr geizigen Arschlöcher!“ – und draußen waren sie.

Am Montagvormittag wurde in der Kripozentrale die Lage erörtert, es wurde der Einsatz geplant und es wurden vorsorglich Dutzende von

Durchsuchungsbefehlen ausgestellt, was sich später als richtig erweisen sollte. Am Freitag, gegen zehn Uhr am Vormittag, rückte die Polizei an, das Viertel wurde hermetisch abgeriegelt. An der Tür des Hotels hing ein Schild: „Wegen Betriebsferien heute geschlossen“. Da auf das Läuten und Klopfen nicht reagiert wurde, brach die Polizei die Tür auf. Ein wütender, offenbar zum Angreifen abgerichteter Bullterrier sprang auf die Polizisten los, mit einem gezielten Schuss wurde er niedergestreckt. Sonst war niemand in dem Haus zu finden. Einige offene Türen und zerwühlte Betten ließen auf eine schnelle Flucht schließen. Wohin? Alle Türen nach draußen waren verschlossen.

Oskar und Ralf, die sich hier am besten auskannten, leiteten die Aktion. Sie wandten sich sofort dem Schrank zu und entdeckten auch sogleich in der linken, oberen, hinteren Schrankecke einen auf dem Foto nicht zu erkennenden Riegel (der Arm des Kneipers war davor). Der Riegel war offen und man konnte die Schrankrückwand zur Seite schieben. Dahinter öffnete sich ein hell erleuchteter, leicht schräg abwärts führender Gang, der so schmal war, dass die Polizisten hintereinander gehen mussten. Durch Türen gelangte man in die Keller der Fischerhütten oder direkt in Bordellsalons, die stilecht und edel philippinisch oder thailändisch oder malaysisch eingerichtet waren. Niemand hätte vermutet, dass sich hinter den armseligen Fassaden der Fischerhütten solch reich ausgestattete Etablissements befinden. Die Prostituierten, lauter Schönheiten wie aus einem Reisekatalog, waren schnell gefunden, die Polizei hatte genug zu tun. Ein paar dicke Fische zappelten auch im Netz. Nun schien alles klar zu sein.

Derweil nahm die Kripo den Gastraum in genauen Augenschein. Man machte Fotos, besonders von dem geheimen Durchgang. Und dann kam Kommissar Zufall zu Hilfe. Einer der Kripoleute kam auf die Idee, auch die



Schranktür näher zu beschauen. Man wollte also den Schrank beiseite schieben, aber der Schrank bewegte sich keinen Zentimeter vom Fleck. Auch zehn kräftige Polizisten vermochten nichts auszurichten. Es wurde Gerät angefordert, wie es im Fachjargon heißt. Auf dem Fußboden befand sich nämlich ein gemauerter Sockel, um den herum der etwa sechs Zentner schwere Schrank passgenau errichtet worden war. Und nun sah man das Unglaubliche: Innerhalb des Sockels kam eine Treppe zum Vorschein, die nach unten in einen dunklen Gang führte. Und als Zugang zu dieser Treppe erwies sich der Schrankboden, der ebenfalls wie eine Schiebetür funktionierte.

Der knapp einen Meter breite Gang endete in einem kleinen Gewölbe, das schon sehr alt zu sein schien, obwohl es auch auf alten Karten oder Plänen oder in alten Schriften nirgends erwähnt wird. Erst durch eine sehr genaue Untersuchung und durch Klopfproben konnten zwei Klappen ermittelt werden, die sich durch nichts von der Gewölbewand unterschieden; sie waren mit verwitterten Natursteinriemchen verkleidet. Zu öffnen waren die beiden etwa achtzig mal achtzig Zentimeter großen Klappen durch eine Verriegelung, die sich hinter einem herausnehmbaren Mauerstein befand. Die Polizisten waren wie hypnotisiert. Sie waren unvermutet Akteure eines echten Krimis geworden. Sie krochen durch die Luken, konnten wieder fast aufrecht gehen und erreichten zwei beträchtliche Rauschgiftdepots. Das eine befand sich neben der Sakristei in der Kapelle, das andere in einem Nebenkeller der Polizeistation.

Die Pastorin und Bulle Pit wurden festgenommen und verhört und wieder auf freien Fuß gesetzt, denn sie konnten, obwohl nicht glaubhaft, nicht erwiesenermaßen beschuldigt werden. Sie hätten von den mafiosen

Aktivitäten und den Räumen „unter ihrem Dach“ keine Ahnung gehabt, und sie erregten sich lebhaft über die kriminellen Energien, die in manchen Menschen stecken und die ihre unbescholtenen Einrichtungen so schmäählich missbraucht haben. Trotzdem wurden beide Amtspersonen in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Weil sie so sehr mit dem Hafenviertel und ihren Menschen seelisch verbunden seien, blieben sie hier wohnen. Es bedurfte einer Sondergenehmigung des Vorstandes der Jens-Jensen-Stiftung, dass die Pastorin die Leitung des Jens-Jensen-Hauses übertragen bekam und dass Bulle Pit – als einziger Mann – Hausmeister in dem Seemannswitwenheim wurde.



## Der Brief

Es ist fünf Uhr an einem schönen, sonnigen Nachmittag. Tatjana wartet vor dem Rathaus, links von ihr das Schild: Standesamt im 1. Stock. Es scheint ihr schon zu lange zu dauern. Mal trippelt die hübsche junge Frau, vielleicht zwanzig Jahre alt, ein paar Schritte nach rechts, ein paar Schritte nach links, bleibt dann wieder stehen und blickt sich nach allen Seiten um. Die weißen Jeans und ein schwarzer Pulli betonen ihre schlanke Figur. Vor ihrer Brust hält sie auffällig, fast provokant, einen weißen Briefumschlag.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes steht auch eine hübsche junge schlanke Frau. Ihr Outfit ist diametral zu dem Tatjanas. Sie trägt schwarze Jeans und einen weißen Pulli. Das Erstaunliche: auch sie hält einen Briefumschlag vor ihrer Brust, aber einen roten.

Jetzt haben sich die beiden Frauen offenbar entdeckt. Sie scheinen argwöhnisch. Sie beäugen einander mit blitzenden Augen. Sie scheinen eifersüchtig zu sein. Jetzt trippeln beide fünf Meter nach rechts, fünf Meter nach links, aber dann lassen sie ihre Blicke nicht schweifen, sondern visieren sich gegenseitig.

Ich werde sagen: Ich glaube, wir haben uns verabredet ... Oder: An dem Brief erkenne ich dich ... Oder lieber: erkenne ich Sie? ... Oder: Ich heiße Michael – und du? oder Sie? ...

Jetzt hat er sie entdeckt. Er geht, zwar etwas unentschlossen, aber doch geradewegs auf sie zu, zieht einen Briefumschlag aus der Tasche, hält ihn wie eine Trophäe hoch und sagt etwas verlegen: „Unser Erkennungszeichen!“ Sie schaut ihn von oben bis unten an, geht einmal um ihn herum, was ihn noch unsicherer macht, stellt sich wieder vor ihn hin, lächelt und sagt: „Ich bin

Tatjana, schön, dass du gekommen bist. – „Und ich heiße Michael.“ Und – nach einer kleinen Pause: „Du gefällst mir.“ Dann reicht er ihr die Hand. „Was meinst du, was ich in meinem Erkennungsbriefumschlag drin habe? Dreimal darfst du raten.“ – „Einen Liebesbrief.“ (So etwas Dummes können nur Jungen sagen!) – Sie lacht und schüttelt den Kopf. „Nichts!“ (Das war einfallslos!). „Ich sag’s dir. Das Kinoprogramm.“ Sie nimmt es aus dem Briefumschlag und faltet es auf.

Plötzlich merken die beiden, dass neben ihnen ein Mädchen mit schwarzen Jeans und weißem Pulli steht und auch das Kinoprogramm studiert. Michael wird unsicher und meint: „Komm, lass uns geh’n. Da drüben ist eine italienische Eisdiele, die haben super Eis. Darf ich dich einladen? Da können wir uns in aller Ruhe überlegen, in welchen Film wir gehen wollen.“

Sie suchen sich ein schönes Plätzchen aus, von wo man den ganzen Marktplatz überblicken kann. Sie bestellen ihr Eis ... und am Nebentisch lässt sich „die blöde Pute“, wie Michael bemerkt, nieder. Tatjana lässt sich offenbar nicht stören, aber Michael ist es ausgesprochen unangenehm, wie die Tussi ihn ständig anstarrt, wo er doch gerade dabei ist, seine erste, vielleicht sogar ernsthafte Eroberung zu machen.

Tatjana erzählt viel von sich. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt, ihre Eltern wohnen in Berlin, da ist sie auch geboren, zur Schule gegangen und hat da ihr Abitur gemacht, dann ist sie hierher gekommen und studiert Psychologie und Soziologie, sie ist jetzt im dritten Semester und hat bisher Gott sei Dank alle Klausuren gut geschafft und ihre Scheine bekommen, irgendwann möchte sie auf jeden Fall ein oder zwei Semester im EU-Ausland studieren, das gehört heute einfach dazu, sie fühlt sich sowieso nicht als

Deutsche, sondern als Europäerin, sie bewohnt mit noch einer Studentin eine Zweizimmerwohnung, gar nicht weit von der Uni, die Vermieter sind auch okay, ein älteres Professorenehepaar, dessen Kinder mit dem Studium schon fertig sind, die Tochter ist Architektin, der Sohn irgendein Wirtschaftstyp, den hat sie bisher erst einmal gesehen, echt unsympathisch, aber, na ja, was soll's, ach ja, einen Bruder hat sie auch noch, drei Jahre älter, wenn es nicht ihr Bruder wäre, den würde sie sofort heiraten, ein echt cooler Typ, frontman in einer Band, aber nicht hauptberuflich, da ist er Grafiker, will sich irgendwann mal selbständig machen, den müsse Michael unbedingt mal kennenlernen, sie selbst jobbt in einer Kneipe, meist am Wochenende, denn seit Einführung der Semestergebühren ist die Kohle ständig weg ... Mehr als „aha!“ oder „so?“ konnte Michael in diesen Wasserfall nicht einbringen. Auch war er durch die Tussi vom Nachbartisch zu sehr irritiert, und nun sagte die auch noch zu Tatjana: „Wow, du bist aber eine echt geile Frau.“ Vermutlich hat Michael überhaupt nur die Hälfte von dem mitbekommen, was Tatjana alles hervorgesprudelt hat.

Nun kommt sie aufs Kino zu sprechen. „Du hast mich zum Eis eingeladen, dann lade ich dich ins Kino ein. Da läuft ein ganz toller Film: ‚Ein flotter Dreier‘.“ Das scheint nicht so ganz sein Ding zu sein, aber er stimmt zu, sei es, weil er durch Tatjanas Dominanzgeist keine Widerspruchslust mehr verspürt, sei es, weil er insgeheim wohl doch an eine Beziehung mit dem hübschen Mädchen glaubt. Als sie am Abend im Kino Platz genommen haben, wer setzt sich zu ihnen? Die blöde Tussi. Und dann auch noch neben ihn. Bald spürt er ihre Hand auf seinem Knie. Was machen? „Du, mir wird schlecht. Ob das von dem Eis kommt? Ich muss aufs Klo.“ Er bleibt so lange draußen, bis sie nachkommt, dann geht jeder nach Hause.

Sie treffen sich nicht jeden Tag, aber wo auch immer sie sind, ist die Tussi mit den schwarzen Jeans und dem weißen Pulli auch in der Nähe. Ob im Schwimmbad oder bei einer Radtour, ob bei einem Jazzkonzert oder bei einer Fotoausstellung ... Es reicht Michael! „Morgen gehe ich zur Polizei und zeige die wegen Stalking an.“ Tatjana sieht das alles lockerer, aber Michael möchte nicht immer und überall beobachtet sein. „Es ist das beste, wenn wir uns zu Hause treffen, dann sind wir wenigstens unter uns!“ – „Prima Idee“, antwortet Tatjana, „aber bei mir! Komm’ morgen Abend!“

Was nehme ich mit? Blumen? Das ist zu spießig! Eine Flasche Wein? Das ist auch nicht besser. Eine Packung Pralinen? Das ginge! Marzipanpralinen – das ist etwas Besonderes.

Es ist zirka halb neun, als Michael klingelt. Tatjana öffnet – schick ist sie! Weißer Minirock und schwarzes Top. Er überreicht ihr gleich im Flur die bunt eingepackte Pralinenpackung und gibt ihr einen flüchtigen Kuss. Dann läuft Tatjana schnell ins Zimmer, setzt sich rechts auf die Couch, ergreift den weißen Briefumschlag und hält ihn vor sich hin. Das Zimmer ist schummrig beleuchtet, auf dem Couchtisch steht ein silberner dreiarmer Leuchter mit roten brennenden Kerzen, daneben ein silberner Sektkübel mit Flasche und darüber hängender blütenweißer Serviette und ... Michael steht wie versteinert da. In der linken Couchecke sitzt der schwarze Minirock mit weißem Top, davor der rote Briefumschlag. Jeder hat ein Sektglas vor sich stehen, ein drittes ist für den noch freien Platz in der Mitte bestimmt. Mit durchaus sympathischer Stimme, soviel kann Michael immerhin noch registrieren, tönen die Worte zu ihm: „Wir haben dir gemeinsam nachgestellt, nun wollen wir dich gemeinsam vernaschen.“ Kurze Pause – Michael tritt zwei Schritte

vor – nimmt das in Blumenpapier eingewickelte Päckchen wieder an sich, verlässt das Zimmer und knallt die Tür zu.

„Das war unser siebenter Proband.“ – „Nun können wir alle Daten und Informationen in den Rechner eingeben.“ – „Wird die ganze Nacht dauern.“ – „Wir haben ja zum Munterbleiben eine Flasche Rotkäppchensekt. Gleich morgen geben wir die nächste Anzeige auf. Wie immer?“ – „Klar!: Schüchterne Studentin sucht die Bekanntschaft eines ebensolchen jungen Mannes.“





## Die Puppe

Es gibt Käthe-Kruse-Puppen und Barbie-Puppen, Stoffpuppen und solche mit Porzellanköpfen, Zelluloidpuppen und Strohpuppen, Handpuppen und Gliederpuppen, Holzpuppen und Gummiquietschpuppen, Negerpuppen und Papierankleidepuppen ... Und Schaufensterpuppen. Und von einer solchen soll hier erzählt werden.

Felix Müller studiert Grafik, Design und Dekoration im achten Semester. Als Examenspräsentation hat er sich etwas ganz Besonderes, etwas Ausgefallenes ausgedacht: eine durch Motor angetriebene, sich selbst bewegende Schaufensterpuppe, wodurch das zur Schau gestellte Kleidungsstück viel besser zur Geltung kommen soll. Felix' Professor ist begeistert von dieser Idee. „Wirklich einmal etwas ganz Neues! Allein schon für die Idee bekommen Sie eine Zwei.“ Felix' Kommilitoninnen und Kommilitonen sind fasziniert.

Felix durchstreift Köln – von Boutique zu Boutique, von Kaufhaus zu Kaufhaus. Er fragt in allen Damenkonfektionsgeschäften nach, denn es muss eine Frau sein, mit wohlgeformtem Busen. An den männlichen Schaufensterpuppen ist ja nichts dran. Felix durchstöbert auch Lager-, Abstell- und Bodenräume. Nichts Passendes ist zu finden. Alle Schaufensterpuppen sind zu hart, zu unbeweglich, zu unwirklich.

Das ganze Examenssemester leidet mit Felix, obwohl jeder selbst mit seiner eigenen Arbeit genügend unter Strom steht. Helen hat sich auf Modegrafik spezialisiert. Schon seit längerem ist sie in Felix verknallt, aber der merkt ja nichts! Überhaupt gibt er sich in Dingen der Liebe eher schüchtern. Helen hat einen Einfall und den nutzt sie als Chance. „Wenn du

meinen Vorschlag gut findest, kriege ich einen dicken Schmatz von dir!“ – Weder Zustimmung noch Ablehnung. – „Du erkundigst dich, wer Schaufensterpuppen herstellt, dann fährst du zu der Firma und unterbreitest deine Idee. Vielleicht können die dir ja helfen.“ Mehr unbewusst als gewollt nimmt Felix seine Kommilitonin in den Arm und küsst sie heftig. Die anderen applaudieren. Fast ist Helen mehr erschrocken als glücklich, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Doch im nächsten Moment weiß sie, er mag mich auch, und es begann für beide eine gemeinsame Zukunft.

Zur Schaufensterpuppenfabrik führen sie beide. Es ist eine traditionsreiche Spielzeugmanufaktur, die sich schwerpunktmäßig auf Spielzeugpuppen spezialisiert hatte, bevor die Herstellung von Schaufensterpuppen der Hauptproduktionszweig wurde. Als Felix sein Projekt vorstellte, reagierte der Firmenchef geradezu euphorisch; Helen unterstützte Felix' Ausführungen mit gelungenen Skizzen. Als Material für diese Puppen (der Chef sprach in der Mehrzahl, er hat sich ihre Produktion im Geiste offenbar schon zu eigen gemacht) schlug er ein Plastik-Latex-Gemisch vor, das sowohl genügend Stabilität als auch Elastizität besitze. Einige Probleme werde noch die Mechanik bereiten, aber da werde er schon einen geeigneten Techniker hinzuziehen. Felix und Helen merkten, dass ihnen die Sache aus der Hand zu gleiten drohte, und bevor Felix noch reagieren konnte, griff Helen ein und erklärte mit charmantem Lächeln, dass es das Projekt ihres Verlobten sei und dass *er* dafür verantwortlich sein müsse, sonst würde er sein Examen gefährden. Der Chef begriff. Er entschuldigte sich sogar für seinen Übereifer. Und dann überraschte er die beiden aufs Neue. Er berichtete, dass sein Unternehmen zur Zeit stark expandiere und vor allem von der EU-Osterweiterung profitiere. Den allgemein bestehenden

Fachkräftemangel merke er auch in seinem Betrieb und er möchte den beiden anbieten, nach ihrem Examen in seinem Betrieb anzufangen. Mehr als ein gleichzeitiges „Danke!“ brachten die beiden nicht heraus. Und wieder war es Helen, die die Situation rettete, indem sie spontan fragte, den Chef meinte, aber Felix dabei ansah: „Und wie wird es nun mit der Mechanik?“ Jetzt bewies auch Felix sein Verhandlungsgeschick (was dem Chef besonders imponierte), indem er vorschlug, dass der Chef, der Mechanik-Konstrukteur und er sich zusammensetzen sollten, dass aber die Verantwortung bei ihm selbst liegen müsse, dass *er* der Erfinder der „Schönen Helena“ sei, so hatte er die Puppe schon vor dem Fabrikbesuch getauft, und dass bis zum Examen nichts von der Erfindung in die Öffentlichkeit gelangen dürfe. Per Handschlag wurde das Versprechen besiegelt, und der Chef gab Felix noch die Empfehlung mit auf den Weg, mit dessen Professor zu sprechen, ob der es für opportun halte, schon jetzt, noch vor dem Examen, die „Schöne Helena“ als Patent anzumelden. Die Kosten dafür würde er gern übernehmen.

Fast täglich fuhr Felix in die Fabrik, um am Entstehen der Puppe – ganz nach seinen Vorstellungen – mitzuwirken. Es entstand ein täuschend hautähnlicher Körper. Mit Hilfe eines Chips konnte ein kleiner Motor, der im Brustraum installiert wurde und der durch eine verschließbare Klappe am Rücken zu handeln war, alle Bewegungen der Puppe ausführen. Immer wiederkehrende Bewegungen, zum Beispiel das Heben eines Armes und das Winken mit der Hand, alle zwei bis drei Minuten, konnten programmiert werden ebenso wie das Blinkern mit den Augenlidern alle paar Sekunden. Per Fernbedienung konnte „Helena“ die Arme überkreuzen oder Kussmündchen machen.

Die Puppe war fertig, Felix konnte sie abholen. Er fuhr mit seinem Studentenauto, natürlich einem Kleinwagen, im Marketing werden Autos dieser Größenordnung heute als Kleinstwagen bezeichnet; die Automobilindustrie will auf diese Weise den Autofahrern suggerieren: So etwas fährt man nicht; das schadet dem Image, ein Mittelklassewagen müsse es schon sein, man könne ihn ja leasen. Helen und Felix – und inzwischen erfreulicherweise Tausende andere – handeln nach der Überzeugung „Klein, aber oho!“ oder „Klein, aber mein!“ Und der geringere Spritverbrauch und die Chance, fast jede Parklücke nutzen zu können, sprechen natürlich für solch einen Kleinstwagen.

Womit man allerdings Probleme bekommt, wenn man eine lebensgroße Schaufensterpuppe liegend befördern möchte. Da die Puppe für das Examen Felix' Eigentum sein musste, wurde ein Kaufvertrag für den symbolischen Preis von hundert Euro abgeschlossen „unter Berücksichtigung der ideellen und materiellen Eigenleistung des Käufers“. Da „Helena“ so täuschend einer nackten Frau glich, die nicht nur echtes Kopfhhaar trug, das wie bei einem Perückenmacher kunstvoll auf „Helenas“ Kopf gearbeitet worden war, sondern auch Schamhaare und Achselhaare besaß (alle Haare hatte übrigens Helen spendiert), legte Felix eine Decke über die Liegende. Ein Arm war im Wege und die Puppe war für das kleine Auto insgesamt zu lang, so dass die Heckklappe ein wenig geöffnet bleiben musste; sie wurde mit Hilfe eines Fabrikarbeiters so festgezurt, dass sie die Puppe nicht beschädigen konnte. Den Arm ließ Felix aus dem Kofferraum heraushängen, und irgendeine ihm heute noch unerklärliche Eingebung bewog ihn, mit der Fernbedienung den Handgelenkmechanismus so zu lösen, dass bei jeder Straßenunebenheit die Hand auf und nieder wippte.

Bei der Polizei gingen zahlreiche Anrufe ein: Aus dem Kofferraum eines roten Kleinwagens hängt eine menschliche Hand heraus, offenbar die einer Leiche, einer Ermordeten. Das mitgeteilte Autokennzeichen differierte, weil „Helenas“ Hand das Nummernschild unterschiedlich verdeckte. Mit Blaulicht und Martinshorn fuhr die Polizei ihren Einsatz, sie hatte Felix' Auto bald geortet, ein Polizeifahrzeug setzte sich vor ihn, eines blieb dicht hinter ihm, und er wurde gestoppt. Die Polizisten sprangen aus ihren Fahrzeugen, richteten ihre entschicherten Pistolen auf Felix, der zur größten Verwunderung der Polizisten heftig zu lachen anfang. Einer der Polizisten zog die Decke von „Helena“ weg, und da lag die Leiche in ihrer ganzen Schönheit. Es dauerte einige Zeit, bis die Polizisten wirklich begriffen hatten, dass es sich um eine Puppe handelte. Anzeige wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses? Wohl kaum. Fehlen eines roten Lappens zur Kennzeichnung von aus dem Auto herausragenden Gegenständen? Dazu war der Arm zu kurz. Was tun? Einer der Beamten hatte eine glorreiche Idee. In seinem Auto lag vom letzten Einsatz gegen eine Autonomendemo noch ein rotes Fähnchen. Das wurde „Helena“ in die Hand gedrückt. Felix zeigt den Polizisten, wie er mit seiner Fernbedienung „Helenas“ Hand zur Faust zusammenpressen konnte, in der jetzt das Fähnchen steckte. Man tauschte noch ein paar Höflichkeiten aus, und dann fuhr wieder jeder seines Weges.

Erneut liefen die Telefone bei der Polizei heiß: Es sei offenbar jemand gekidnappt worden, der mit einem roten Fähnchen auf seine verzweifelte Lage aufmerksam mache. Wieder setzte sich die Polizei in Bewegung, diesmal jedoch mit weniger Aufregung, eher mit dem Gefühl einer nicht eingestandenen Blamage, und nur mit einem Wagen. Beim Zusammentreffen winkte man sich freundlich zu, man besprach kurz die Lage und die Polizisten

schlugen vor, hinter Felix herzufahren, damit er ohne weitere Komplikationen nach Hause gelangen könne. – Nach einigen Tagen war Felix schockiert. Es flatterte ihm eine saftige Rechnung für polizeilichen Begleitschutz ins Haus. Auch diesmal war es Helen, die die Situation rettete, indem sie darauf bestand, dass Felix (natürlich mit ihr zusammen) zum Rechtsanwalt ging. Es kam bis zur Verhandlung und Felix gewann mit Hilfe des Rechtsanwalts den Prozess. Es sollte nicht der einzige bleiben, den die „Schöne Helena“ veranlasste.

Ein andermal nämlich setzte Felix die „Helena“ auf den Beifahrersitz. Ein Streifenwagen hielt neben Felix' Auto vor einer roten Ampel. Die Beamten registrierten, dass die Beifahrerin nicht angeschnallt war, und veranlassten Felix an die Seite zu fahren. Aus Übermut ließ er „Helena“ schnell noch den Polizisten zuwinken. Das hätte er lieber lassen sollen, denn gerade deswegen hätte er den neuen Prozess fast verloren.

Inzwischen machten Felix die Spielchen mit der Polizei richtig Spaß und er fing an zu provozieren. Diesmal machte sogar die sonst eher überlegt handelnde Helen mit, weil sie wütend auf die Polizei war, da sie vor einigen Tagen zwanzig Euro berappen musste, nachdem sie mit ihrem Fahrrad gegen die Einbahnstraße gefahren war. Sie setzte die sportlich angezogene „Helena“ auf den Gepäckträger, schön weich auf ein Kissen, und schlang deren Arme um Felix' Hals und Schultern. Er radelte los und wählte seine Strecke über den parallel zur Fußgängerstraße entlang führenden Radweg, weil hier immer eine Doppelstreife, eine junge Polizistin und ein fast schon ausrangierter Polizeimeister, unterwegs sind, so auch an diesem Nachmittag. Die beiden sahen Felix und „Helena“ kommen. Der Polizeimeister piff dienstlich in seine Trillerpfeife und stellte sich zusammen mit seiner Kollegin breitbeinig

auf den Radweg, so dass Felix anhalten musste. Er hätte es auch ohne den strengen Ton „Stehenbleiben! Absteigen!“ getan. Der Ordnungshüter wartete einen Moment und dann herrschte er „Helena“ an: „Haben Sie nicht verstanden? („Helena“ ist das erste Mal gesezt worden) Absteigen!“ – „Wozu ist eigentlich ein Gepäckträger da?“ fragte Felix. „Dumme Frage! Natürlich um Gepäckstücke zu befördern.“ – „Das ist mein Gepäckstück!“ Das war der emanzipierten Polizistin zuviel. „Wollen Sie etwa uns Frauen als Gepäckstücke bezeichnen?“ Die Umstehenden lachten, denn es waren inzwischen ein paar Passanten stehengeblieben, die den Wortwechsel amüsiert verfolgten. Und da bei dem herrlichen Wetter sehr viele Leute unterwegs waren und es ein innerer Drang der Menschen ist, sich dort, wo schon eine Gruppe steht, dazuzustellen, so nahm die Zahl der Gaffenden schnell zu. „Wenn Sie möchten, dass meine Partnerin absteigt, dann müssen Sie sie schon vom Rad heben.“ Felix ließ, ohne dass der erregte Polizist es merkte, „Helenas“ Arme weit ausbreiten, der Beamte trat von hinten an das Mädchen heran, fasste es um den Bauch, wollte es kraftvoll vom Gepäckträger heben und fiel fast rücklings zu Boden, weil er statt des erwarteten Zentners nur fünfzehn Kilo vor seinem Bauch in den Armen hielt. „Helenas“ Beine waren etwas angewinkelt, der Beamte machte eine höchst unglückliche Figur und wusste nicht, was er machen sollte. „So helfen Sie doch!“ rief er gleichermaßen zu Felix und an seine Kollegin gerichtet.

Im gleichen Moment machte es Klick und nochmals Klick und ein drittes Mal Klick – es war zufällig ein Reporter der Tageszeitung vorbeigekommen, der zwar noch nicht wusste, worum es eigentlich geht, aber der dieses komische Bild erst einmal festhalten wollte. Dann nahm er die Sache in die Hand und fing an zu fragen, was Felix sichtlich genoss, was aber



auch dem Polizisten sehr recht war. Felix befahl „Helena“ zu stehen und dem Polizisten, sie festzuhalten, damit sie nicht umfalle. Der fasste sie bei der etwas seitlich angehobenen Hand wie ein unartiges Kind. Das Spiel mit der Puppe fing jetzt sogar an dem Polizisten Spaß zu machen, so viel Spaß, dass er gar nicht merkte, wie der Reporter ihn in die Falle lockte. Mit leicht vorgebeugtem Oberkörper und gespitztem Kussmund beider Figuren entstand das Foto des Jahres, das am nächsten Tag zum Entsetzen des Wachmannes und zur Freude der ganzen Stadt die Titelseite der Zeitung zierte.

Zwei Tage später war der Tag der mündlichen Abschlussprüfung. Felix betrat, die steife Puppe unterm Arm, den Prüfungsraum. Es empfing ihn ein Blitzlichtgewitter. Sein Professor, zugleich Prüfungsvorsitzender, trat auf Felix zu und beglückwünschte ihn zur bestandenen Prüfung mit Auszeichnung. Die anderen Mitglieder der Prüfungskommission schlossen sich an. Dann sprang Helen auf Felix zu und gab ihm einen innigen Kuss, und es schloss sich als Gratulantin die junge Polizistin von vorgestern mit einem großen Blumenstrauß an. Schließlich überreichte der Schaufensterpuppenfabrikant, der auch eingeladen worden war, Felix seinen Anstellungsvertrag als stellvertretendem Leiter der Entwicklungsabteilung. – Das alles hatten innerhalb von zwei Tagen Helen, der Lokalreporter und Felix' Professor organisiert. Felix fühlte sich wie der Held im Schlussbild einer Oper.

## Die Brille

Alter: 32 Jahre. Geschlecht: männlich. Größe: ein Meter einundachtzig. Gewicht: achtzig Kilo. Haarfarbe: dunkelbraun. Familienstand: unverheiratet. Staatsangehörigkeit: französisch (Mutter algerisch, Vater kroatisch). Sprache: deutsch. Schulbildung: Abitur, fünf Semester Physik- und Medizinstudium, Ausbildung zum Optiker. Wohnort: irgendwo in Europa. Name: K.A. (sicher nicht Konrad Adenauer und auch nicht Kofi Annan und schon gar nicht Kemal Atatürk, auf jeden Fall aber: Kein Alien).

K.A. hat also fünf Semester Physik und Medizin studiert. Im ersten Semester, in der ersten Physik-Vorlesung, hörte er den Satz: Das Licht ist die Ursache allen Sehens. Irgendwie hat diese fundamentale Aussage in seinem Inneren etwas aufgeschlossen, seine Seele empfänglich gemacht, so dass er sich nur noch optischen Phänomenen widmete und sein Studium abbrach, als er sich fachlich so fit fühlte, aufbauend auf seinem Wissen etwas Neues zu begründen. Auf dem Gebiet der Optik war K.A. unschlagbar; er beherrschte die Quantenoptik ebenso wie die geometrische Optik und die Wellenoptik und er vervollkommnete sich ständig in der Lasertechnik. Parallel zum Physikstudium belegte K.A. auch medizinische Vorlesungen und Seminare, um sich Kenntnisse über die physiologische Optik sowie die Augenoptik anzueignen.

In seiner Optiker-Ausbildung, die K.A. mit Prädikatsexamen beendete, war er von einem neuen Phänomen fasziniert, von Kontaktlinsen. Obwohl es zum Verkaufsgespräch des Optikers gehört, die Kunden von den Vorzügen der Kontaktlinsen zu überzeugen – man sieht nicht wie eine Brillenschlange aus; man verlege seine Brille nicht und man verliere beim Suchen nach der

Brille keine kostbare Zeit; das Vis-a-vis schaut nicht auf die Brille, lässt sich nicht von deren Schmuckelementen ablenken, sondern sieht seinem Gegenüber direkt in die Augen; auch Brillen unterliegen der Mode, und man möchte doch wohl nicht durch Wagenräder blicken, wenn gerade ganz schmale Gläser „in“ sind; und so weiter –, geht es K.A. um etwas ganz anderes. Nämlich darum, dass man mit Kontaktlinsen ein anderer sein kann; jemand, der nicht fehlsichtig scheint; jemand, der einen Teil seiner selbst anderen gegenüber zu ignorieren imstande ist; jemand, der mehr Informationen erlangen kann, als andere vermuten. „Wer Kontaktlinsen trägt, sieht die Welt im besten Sinne des Wortes mit anderen Augen.“ So hat es K.A. im berufskundlichen Lehrbuch gelesen. Und diesen Satz hat er sich genauso verinnerlicht wie den Lichtsatz im ersten Studiensemester.

Tagsüber hat K.A. Dioptrien berechnet, Augenabstand vermessen, Brillengläser eingeschliffen, torische Linsen eingesetzt, aplanatische Fehler ausgeglichen, Brillengestelle korrigiert, aber nach Berufschluss, an den Wochenenden und an Feiertagen hat er in seinem Privatlabor gearbeitet. Er hat sich – wie im Studium auf dem Gebiet der Optik – jetzt im Fachbereich *Kontaktlinsen* zu einem ausgesprochenen Profi entwickelt. Autodidaktisch, durch Fachliteratur, aufgrund intensiver Experimente, unterstützt durch sein berufliches Wissen und Können konstruierte er Kontaktlinsen, die nicht mehr der Korrektur von Fehlsichtigkeit dienten, sondern die die Funktion von Ferngläsern in einer Stärke bis zu 8 x 20 erreichten. Durch einen speziellen Laserschliff, den K.A. selbst entwickelt hat, war es ihm sogar möglich, Kontaktlinsen in Fernrohrstärke von 8 x 30 herzustellen (das Linsenmaterial war sein strengst-gehütetes Geheimnis), und er gab sich damit noch immer nicht zufrieden, er wollte noch leistungsstärkere Linsen entwickeln, ohne dass

man es einer Person ansieht beziehungsweise anmerkt, dass sie Kontaktlinsenträger ist. Zur Patentanmeldung fehlte K.A. bislang das Geld, denn er steckte jeden Cent in sein Labor, in seine Apparaturen. Aber er wusste schon, wie seine Erfindung heißen sollte: K.A.-Linsen. – Für militärische Zwecke wären solche Linsen eine Sensation. K.A. würde im Nu zum vielfachen Millionär werden, aber er war überzeugter Pazifist. Er gedachte mit Schauder des Alfred Nobel.

Unser Erfinder testete die Linsen mit seinen eigenen Augen. Er stellte sich an die Landstraße und registrierte die Autokennzeichen in zwei-, dreihundert Metern Entfernung. Er sah, wie sich der Kranführer in dreißig Metern Höhe seine Zigarette anzündete. Er beobachtete in den oberen erleuchteten Stockwerken der Hochhäuser hübsche Frauen beim An- und Ausziehen. Er amüsierte sich, wie im Kaufhaus Personen, die sich unbeobachtet glaubten, Sachen verschwinden ließen. Nur einmal griff er ein, als eine junge Frau, aus einem Geschäft herauskommend, den Kinderwagen, den eine andere junge Frau gerade abgestellt hatte, bevor sie in den Laden ging, ergriff und davoneilte. Er lief hinterher, holte sie ein, fasste sie hart am Arm und stellte sie zur Rede. Schnell stellte sich heraus, dass es sich um Schwestern handelte, die im Jobsharing arbeiteten und so das Baby der Ersteren versorgten.

In jener Zeit, als K.A. seine Linsen intensiv erprobte, gastierte in seiner Stadt ein Varieté. Auf den Werbeplakaten waren Jongleure, Stegreifspiel, Musikclownerie, Akrobatik und auch Zauberei angekündigt. K.A. überlegte nicht lange. Vielleicht ergibt sich in diesem Umfeld eine weitere Einsatzmöglichkeit für seine Hobbyforschung. Er kaufte ein Ticket für die letzte Reihe. Die blonde Dame an der Kasse versuchte zwar, ihn für eine

bessere, das heißt teurere Platzgruppe zu bezirzen, denn je weiter vorne er säße, desto größer sei seine Chance, durch gezielte Blicke sein Eintrittsgeld zurückzugewinnen, aber K.A. konterte, er sei weitsichtig, worauf die KassiererIn nicht genau wusste, ob sie ein Smily- oder Antismily-Gesicht aufsetzen sollte.

Das Programm lief spritzig ab. Die blonde Dame von der Kasse erwies sich nach dem Eröffnungspotpourri, zu dem Jongleure und Akrobaten rhythmisch agierten, als Direktorin des Unternehmens; sie begrüßte das Publikum und führte den ganzen Abend durch das Programm. Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, dass beim Schlussakkord der Ouvertüre ein Feuerschlucker, richtiger: Feuerspeier eine etwa drei Meter hohe Stichflamme in den Himmel, das heißt also gegen den Bühnenhimmel ausspie, eine Attraktion, die größtes Erstaunen, begleitet von Ah- und Oh-Rufen, hervorrief. Nur nicht bei K.A., denn der konnte erkennen, dass die nur zwanzig bis dreißig Zentimeter hohe Flamme durch für die Zuschauer quasi unsichtbar montierte Spiegel die immense Scheingröße erreichte.

Gegen Ende des etwa dreistündigen ausgesprochen niveaувollen Programms appellierte die Varieté-Chefin an die Zuschauer, jetzt genau aufzupassen. Ein als Zauberkünstler verkleidetes Ensemblemitglied, verkleidet mit schwarzen Hosen, die durch seidenglänzende Samtstreifen an den seitlichen Hosenbeinen veredelt waren, mit schwarzem Cutaway, weißem Seidenhemd mit roter Fliege, einer großen weißen Chrysantheme am linken Revers, natürlich mit Chapeau claqué, den er gekonnt beim Betreten der Bühne an seinem linken Unterarm aufklappte und nach einer Verbeugung aufsetzte, wobei seine weißen Handschuhe diskret zur Geltung kamen. „Bonsoir messieurs dames!“ Und sofort übernahm die Direktorin die weiteren

Worte – auf Deutsch selbstverständlich. „Wir kommen nun leider zum Ende des heutigen Abendprogramms. Sie waren ein wunderbares Publikum! Ihr heftiger Applaus zu den einzelnen Darbietungen hat uns gezeigt, dass es Ihnen gefallen hat. Jetzt kommt noch unser Quiz des heutigen Abends. Unser Gast aus Frankreich (Applaus nach einer entsprechenden Geste) hat schon ein Kartenspiel in der Hand. Er wird Ihnen das aufgefächerte Blatt zeigen, dann eine Karte nehmen, mit der Rückseite zum Publikum, und wer die Karte nennen kann, bekommt das Entreegeld zurück. Und damit Sie nicht glauben, dass irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugeht, bitten wir eine Person auf die Bühne (sofort gingen einige Arme hoch). Vielen Dank! Ganz reizend! Aber wir haben uns einen anderen Zufallstreffer ausgedacht. Auf *einer* Eintrittskarte befindet sich in der rechten oberen Ecke ein kleines Glückskleeblatt, ein vierblättriges Kleeblatt also. Schauen Sie auf Ihren Tickets nach. Wer fündig wird, darf auf der Bühne assistieren.“ Alle kramten in ihren Taschen. Man hörte leise Streitgespräche: „Nur du bist schuld, dass wir unsere Karten gleich am Eingang in den Papierkorb geworfen haben.“ oder: „Warum hast du die Karten nicht an dich genommen, als wir unsere Mäntel an der Garderobe abgegeben haben.“ Da kam von einer hellen Frauenstimme die Erlösung: „Ich hab’s!!!“ Die Direktorin kam von den seitlichen Bühnenstufen herab in den Zuschauerraum, nahm die ganz aufgeregte und zugleich schüchterne junge Dame, sie mochte vielleicht zwanzig sein, an die Hand. Ihr hennabraunroter Pferdeschwanz wippte mit jedem Schritt beim Gang zur Bühne. Der Magier begrüßte seine Assistentin höflich, überhöflich mit Handkuss, steckte ihr eine ebensolche Chrysantheme, wie an seinem Revers prangte, nur in Rot, an die Bluse und übergab seiner inzwischen schon etwas ruhiger gewordenen und lächelnden Mitspielerin das

Kartenspiel. Ganz automatisch fächerte sie die Karten auf, quasi um zu prüfen, ob es richtige Karten sind, machte eine nickende Kopfbewegung und fing an die Karten zu mischen; das machte sie so routiniert, wie es nur jemand tut, der Kartenspielen gewohnt ist. Da war auch der Funke auf das Publikum übergesprungen, und die applaudierenden Zuschauer gaben der jungen Frau das Gefühl und die Sicherheit: du hast es richtig gemacht. Nun erklärte die blonde Chefin: François – so nannte sie den Magier – wird eine Karte ziehen, sie („Wie heißt du?“ – „Corinna“) Corinna zeigen, damit sie bestätigen kann, ob der Mitspieler aus dem Zuschauerraum richtig geraten hat. Aber es gelte nur *ein* Versuch! – Das Spielchen begann. Wie aus der Pistole geschossen rief K.A. aus der letzten Reihe „Herz As!“ Die Verblüffung war groß, bei François ebenso wie bei Corinna. „Richtig!“ gab sie zurück. Auch der Chefin war die Überraschung anzumerken. „Gratuliere! Sie dürfen sich Ihre zwölf Euro nach der Vorstellung abholen.“ Das heizte die Stimmung an. Und bevor sie jemand aufgefordert hatte, hielt Corinna die aufgefächerten Karten François schon wieder vor die Nase. Er zog, zeigte die Karte seiner Assistentin, und schon schallte es aus der letzten Reihe „Karo neun!“ Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen! Natürlich konnte niemand ahnen, dass es wieder die raffiniert angebrachten Spiegel waren, die K.A. sein Glück bescherten. In dem sich nun entspannenden Dialog zwischen der Varietédirektorin und K.A., auf den sich alle Blicke richteten, was er sichtlich genoss, fragte er, mehr fordernd als zweifelnd, ob er noch einmal die zwölf Euro bekomme. Seine Kontrahentin zögerte etwas, sie musste aber aufgrund der Reaktionen aus dem Publikum zustimmen. Diesen Moment nutzte K.A., und er hatte die Situation richtig eingeschätzt, indem er recht auffällig seine Brille abnahm und sie in Gesichtshöhe vor sich hielt. Und er hatte sich nicht

verkalkuliert. Fast erbost unterstellte ihm die nun gar nicht mehr so souverän erscheinende Direktorin, dass er mit einer James-Bond-Brille betrogen habe. Wie eine Trophäe hielt K.A. in seiner Rechten die Brille hoch und animierte Corinna sie zu holen und vor allen Leuten auf der Bühne zu überprüfen. Corinna ging durch die Reihen auf ihn zu, nahm die Brille an sich und trug sie, ebenfalls für alle sichtbar, hoch erhoben über die Köpfe der Zuschauer hinweg, zur Bühne.

Das war unserer Varietéchefin in ihrer vieljährigen Praxis noch nie passiert. Ihr war die Moderation entglitten, die Spielkarten-Nummer hatte eine Eigendynamik entwickelt, in den Händen zweier Besucher lag plötzlich die Initiative. Die schüchterne und aufgeregte Corinna hatte sich innerhalb einer Viertelstunde zu einer selbstbewussten Showmasterin gemausert. Ein paar hundert Leute fixierten sie, die Varietéchefin stand unschlüssig am Rande der Bühne, der Magier hatte sich konsterniert auf einen Stuhl gesetzt, denn seine Vorführung war eigentlich noch nicht beendet. Corinna setzte die Brille auf, stieß einen leichten Schrei aus, begann zu lachen und rief: „Die Brille hat gar keine Gläser!“ Und zum Beweis steckte sie Zeigefinger und Mittelfinger durch die Gläserfassungen und ließ, zum Publikum gewendet, ihre Fingerspitzen nicken. Das Volk johlte. Mit einer Handbewegung gelang es Corinna wieder Ruhe herzustellen, nachdem sie die fuchtelnden Armbewegungen des Brillenbesitzers gesehen hatte. Der rief durch den ganzen Saal, an die Chefin gewandt: „Sehr verehrte, gnädige Frau, zeigen Sie auf der Bühne Corinna eine Münze, und ich werde Ihnen und allen Anwesenden sagen, was für ein Geldstück es ist.“ Die Begeisterung bei den Besuchern kannte keine Grenzen mehr, noch nie hatten die Veranstalterin und ihr Ensemble eine solche Atmosphäre erlebt. Und K.A. fügte hinzu: „Wenn



mir das Kunststück gelingt, dann laden Sie bitte Corinna und mich nach der Vorstellung zum Souper ein.“ In dem Moment hatte sich Madame wieder voll in der Gewalt. „Top! Die Wette gilt!“

Die beiden Frauen stellten sich in die Mitte der Bühne. Die Scheinwerfer wurden – sehr zur Freude von K.A. – auf die beiden Personen gerichtet und voll aufgedreht. Madame suchte verzweifelt nach einer Münze, aber wo sollte sich in ihrem langen Abendkleid ein Geldstück verborgen haben? Ein weißhaariger Herr aus der ersten Reihe rettete die Situation und gab ihr eines. Madame legte es in Corinnas offene Hand. „Die Münze bitte noch einmal umdrehen“, ertönte es wie aus fernen Welten. Madame tat es. Und dann erfuhren alle das Ergebnis: „Es ist eine 50-Eurocent-Münze, und zwar eine österreichische Prägung, die auf der Rückseite die Wiener Secession, ein bedeutendes Jugendstil-Gebäude, zeigt.“ Das Publikum war nicht mehr zu halten. Es sprang auf und verließ befriedigt den Saal. Es hatte der Vorführung selbst ihr Ende gesetzt. Das kleine Orchester griff schnell zu den Instrumenten und stimmte einen Wiener Walzer an – wie am Schluss eines jeden Varietéabends. Die Ballettruppe tanzte verwirrt aus den Kulissen, und die Vorstellung endete, fast programmgerecht, indem sich die Paare im Walzertakt drehten.

Wochen später las man auf den Varieté-Plakaten: KONSTANTINS EINZIGARTIGER TELE-BLICK – MIT ASSISTENTIN CORINNA.

## Das Wasserglas

Meine Großmutter – ich nannte sie nur Großmama (mit einer deutlichen Betonung auf dem zweiten langgezogenen a) – war für mich ein Juwel. Ihre äußere Erscheinung besaß nichts Omahaftes. Ich hatte von ihr immer den Eindruck einer stattlichen Dame, selbst wenn sie Kartoffeln schälte. Sie war in ihrem Leben viel gereist und hatte aus fernen Ländern manch exotischen Gegenstand mitgebracht. Als Junge ging ich in ihrer kleinen Wohnung auf Entdeckungsreise, und Großmama erzählte mir dann spannende Geschichten, zum Beispiel zu einem etwa fünf Zentimeter großen Elfenbeinelefanten über Indien oder zu dem nadelspitzen, braun-hell gefleckten ungefähr zwanzig Zentimeter langen Stachel eines Stachelschweines, das in Tunesien seine Waffe gegen sie „abgefeuert“ und ihre Wade durchbohrt hatte, als sie das Tier versehentlich erschreckte. Ich weiß nicht, wie oft mir Großmama die beiden punkthaften Narben an ihrem Bein gezeigt hat. Auf dem Vertiko standen aufgereiht in verschiedenen Größen Holzpferdchen aus Schweden, die berühmten bunten Dalarna-Pferdchen. Es war eine ganze Schwadron, mit der ich spielen durfte. Auf dem weichen Samarkand-Teppich ließ ich die Pferdchen in Zweierreihen traben, stellte sie als zwei Regimenter gegeneinander, legte die eine Kohorte nieder, indem ich kurz am Teppich zupfte, und ließ die andere als Sieger triumphieren; ein Fähnchen, wahrscheinlich gehörte es irgendwann einmal zur Verzierung eines Eisbechers, in einen Flaschenkorken gesteckt, wurde vor der stehen gebliebenen Reiterei aufgestellt. Zum Abschluss einer solchen Spielstunde überreichte mir Großmama immer einen wunderbar gemaserten

Kamm aus Rebholz, mit dem ich die Teppichfransen, ganz akkurat nebeneinander liegend, zu kämmen hatte.

Ebenfalls aus Samarkand stammte der Silbersamowar, mit dem Großmama ab und zu eine Tasse köstlich riechenden Tee aufbrühte. Das war immer wieder der einzige Anlass, der mich meine geliebte Oma als ungerecht erscheinen ließ. Denn mein jedesmalige Quengeln, auch eine Tasse Tee trinken zu dürfen, wurde von ihr strikt zurückgewiesen. „Wenn du zehn bist!“ Du liebe Zeit! Da liegt ja noch eine Ewigkeit vor dir! Diese winzige Misshelligkeit hatte sich geradezu zum Ritual entwickelt; keiner von beiden mochte bei meinen acht- bis zehntäglichen Besuchen darauf verzichten. Und als Entschädigung las mir Großmama dann immer etwas vor. Wie ritualisiert unser Verhalten war, wird augenfällig daran, dass ich einmal keine Lust hatte, wieder eine Abfuhr zu bekommen. Aber Großmama gab sich damit nicht zufrieden. „Soll ich dir denn heute gar nichts vorlesen?“ Ich enttäuschte sie nie wieder. Am liebsten hörte ich eine Geschichte aus „Tausendundeine Nacht“, obwohl ich die meisten dieser Erzählungen noch gar nicht verstand. Aber das Buch war göttlich! Eingebunden in zinnoberrotes Safianleder – ich kann mich an nichts Schöneres, Sanfteres, Angenehmeres erinnern, als über diesen Buchumschlag zu streichen. Und der Goldschnitt an allen drei Seiten! Dieses Buch wurde zu *meinem* Inbegriff des Orients.

Der wichtigste Gegenstand für meine Großmama stand in der Vitrine hinter dem linken Flügel der geschliffenen Glastür. Die Vitrine stammte aus dem Biedermeier, war aus Mahagoni gefertigt mit Rosenholzintarsien. Dieses Möbelstück war für mich, wie man heute sagt, tabu. Das mag an dem geheimnisvollen Gegenstand gelegen haben, einem Trinkglas, in dessen Fuß ein zwölfstrahliger Stern eingeschliffen war, dessen Wandung geradlinig

schräg nach oben verlief, wo der Glasdurchmesser vielleicht das Anderthalb- bis Zweifache betrug als am Boden. Auf der Glaswandung war ein ebenfalls zwölfstrahliger Stern eingätzt und auf der übrigen Glasfläche waren, gleichfalls in Ätztechnik, unzählige kleine Punkte in der Größe von Stecknadelköpfen verstreut. Dieses Glas hat Großmama nur ganz selten aus der Vitrine genommen. Höchstpönlich! Das durfte kein anderer anfassen! Diese seltenen Gelegenheiten waren ihr Geburtstag, Weihnachten, Ostern, Familienfeierlichkeiten und – der Walpurgisabend, an dem sie regelmäßig den engeren Kreis der Familie zum Abendessen einlud und im Laufe des Abends kleine Geschenke verteilte, „klein“ nur in Bezug auf das äußere Volumen, wertmäßig oft sehr groß. Deshalb konnte ich Onkel Eduard nie – weder als Kind noch später – verstehen, der diese Abende immer als Hexenabende verspottete.

Was auch immer kredenzt wurde, Großmama trank es aus ihrem Glas: perlenden Sekt, Fruchtsaft, Cognac, der nur den Boden bedeckte und dann den Stern mit seinen Strahlen wie pures Gold leuchten ließ, sprudelndes Mineralwasser oder auch mal Bier und selbstverständlich Wein. Dabei achtete sie stets strikt darauf, dass der Stern zu ihr gewandt war. Wir Kinder, die Familie kannten es nicht anders, Außenstehende mochten es als Schrulle angesehen haben. Schrullig war es höchstens auch in meinen Augen, dass Großmama, wenn sie verreiste, was mit zunehmendem Alter verständlicherweise immer seltener geschah, das Glas sorgfältig einpackte und in ihrem Koffer verstaute.

Großmama hatte das Glas schon mit in die Ehe gebracht, sie hat es als junges Mädchen ebenfalls von ihrer Oma erhalten. Das alles erfuhr ich von ihr am Walpurgisabend vor drei Jahren. Unsere Familie wollte, wie es halt zur

Familientradition gehörte, den Abend vorbereiten, da Großmama schon zu gebrechlich war, um die Vorbereitungen – wie sonst – selbst in die Hand zu nehmen. Aber Großmama lehnte ab, lehnte entschieden ab, denn obwohl sie fast nur noch im Lehnstuhl saß, hatte sie von ihrer resoluten Art noch nichts eingebüßt. Sie wolle den Abend nur mit mir allein genießen, mit ihrem Joschi, wie sie mich liebevoll nannte. Einen guten Portwein bat sie mich mitzubringen.

Dazu servierte ich noch ein paar gute Käsehappen, entzündete den bronzenen Wiener Jugendstilleuchter, eine schlanke nackte Frauengestalt mit lang herabwallenden Haaren, die mit der linken Hand eine umrankte Säule umarmte und in der rechten nach oben gerichteten Hand die Kerze hielt. Großmama ließ es sich nicht nehmen, selbst zur Vitrine, auf ihren Ebenholzstock mit Silberknauf gestützt, zu schlurfen, ihr Glas zu holen und es auf unser Tischchen zu stellen. Zu meiner allergrößten Verwunderung, eigentlich müsste ich von Schock sprechen, nahm sie mein Weinglas und vertauschte es mit ihrem Sternenglas. „Aber Großmama!?!“ – „Mein lieber Joschi, nun höre mir mal gut zu. – Gieß’ uns erst mal den Roten ein. – Danke! – Schau, wie die Kerze den Stern zum Leuchten bringt. Das ist dein Lebenslicht. Deshalb pass’ gut auf! Wenn das Glas zerbricht, zerbricht auch dein Leben.“

So wie wir heute beisammen sitzen habe ich vor fast achtzig Jahren mit meiner Oma auch zusammengesessen. Und da habe ich von ihr das Glas geschenkt bekommen, so wie du es heute von mir bekommst. Es war auch in der Walpurgisnacht. Das Glas muss immer in der Walpurgisnacht an den Nachfahren, den man am liebsten hat, übergeben werden. Das war schon immer so, das hat mir meine Oma erzählt. Wie alt das Glas ist, weiß ich nicht,

das wusste auch sie nicht, aber sie wusste, dass es aus der Zeit stammt, wo noch Hexen verbrannt wurden. Deshalb Walpurgis. Und eine deiner, meiner, unserer Vorfahren war als Hexe für den Scheiterhaufen bestimmt. Auf dem Weg dahin braute sich ein Gewitter zusammen, der Himmel öffnete so sehr seine Schleusen, dass sich der Scheiterhaufen nicht entzünden ließ. Unsere „Hexe“ erbat einen letzten Wunsch, der ihr auch erfüllt wurde, ein Glas Rotspon. In dem Moment, als man das Glas, dieses Glas! mein lieber Joschi! dieses Glas! reichte, fuhr ein Blitz zur Erde und tötete den Henker. Die Menschen sollen auf die Knie gefallen sein und das Geschehen als Gottesgericht angesehen haben. Man ließ die Hexe frei, und das Glücksglas wurde ihr Talisman. Sie tat ein Gelübde, dass das Glas immer in der Familie bleiben müsse, um so lange Glück zu bringen, bis es zerbricht. – Nun bist du an der Reihe.“ Ein Gemisch aus Aberglauben, Gerührtheit, Dankbarkeit und Zweifel durchdrang mein Innerstes. Es fällt einem aufgeklärten Menschen schwer, an derlei Schicksalsfügungen zu glauben. – Wir leerten unsere Gläser, ich umarmte schweigend meine Großmama, zog die Decke, die sie sich über die Knie gelegt hatte, glatt, löschte die Kerze, denn Großmama waren die Augen zugefallen, und schlich mich aus der Wohnung, das Glas, trotz meiner Zweifel, liebevoll an meine Brust gedrückt.

Am nächsten Morgen saß Großmama tot, mit glücklich scheinendem Gesicht, in ihrem Lehnstuhl. Sie war während der Nacht sanft entschlafen. War es Vorahnung? War es die Magie des Glases? War es Zufall? War es die Vorherbestimmung der göttlichen Allmacht? Ich weiß es nicht. Ich fing an, an meinem Zweifel zu zweifeln. Ich glaube, ich stellte an diesem Morgen zum ersten Mal in meinem Leben die Selbstbestimmung des Menschen in Frage. Sollte die Erzählung meiner Großmama über die Herkunft des Glases auf

Wahrheit beruhen, dann bedeutet dessen Besitz nicht nur Glück, sondern auch eine schwere Last.

Nach der offiziellen Trauerfeier erzählte ich im Kreise der Familie Großmamas Geschichte. An den Mienen der Umsitzenden konnte ich merken, dass weitgehend Unverständnis herrschte. Man unterdrückte auch nicht das Bedürfnis, mir in den folgenden Wochen öfters anzudeuten, dass ich mich irgendwie verändert habe. Mag sein. Tatsächlich trank ich nur noch aus dem Sternenglas, nicht nur zu besonderen Anlässen, nein, jeden Tag, wann immer ich etwas trank; ich dachte, auf diese Weise dem Glas etwas von dessen mystischer Absolutheit zu nehmen. Und ich nehme sogar meine Schmerztabletten mit einem Schluck Wasser aus eben diesem Glas und ich bilde mir ein, dass sie seitdem schneller und länger anhaltend wirken. Auch mich blickt der Stern beim Trinken an, und manchmal kommt es mir vor, als ob ich in ihm Großmamas Lächeln erblicke. Auch auf meinen Reisen begleitet mich Großmamas Glas immer, so auch dieses Mal. Ich sitze im Hotelzimmer und

\*\*\*\*\*

*Hier endet Joschis Text. Einige Tage später ist in der Lokalzeitung mit der Überschrift „Unglück im Glück des Unglücks“ zu lesen: Bei dem Hotelbrand in der Habsburger Allee, bei dem vier Menschen den Tod fanden und mehr als dreißig zum Teil mit schweren Rauchvergiftungen in die Krankenhäuser eingeliefert werden mussten, ist noch ein weiteres Opfer zu beklagen, bei dem die Staatsanwaltschaft noch zögert, es ebenfalls als Brandopfer einzustufen. Die Todesumstände sind allerdings so sensationell, dass wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.*

Als die Feuerwehr zum Brandort kam, fand sie einen Mann vor der Rückseite des Hotels auf dem Parkplatz liegen. Über dem Toten baumelte aus einem Fenster des dritten Stockwerkes ein aus Stoffstreifen zusammengeknotetes Seil (s. Foto). Die Sonderkommission der Polizei rekonstruierte folgendes Geschehen. Der Hotelgast schrieb an seinen Memoiren, die so eng mit dem Fall zusammenhängen, dass wir die Manuskriptblätter, die zwar stark Löschwasser-geschädigt, aber noch gut lesbar sind, der Originalität halber im Anschluss mit abdrucken. Der Text endet abrupt, als offenbar der noch nicht identifizierte Brandgeruch wahrnahm. – In dem Hotelzimmer lagen die Scherben eines Wasserglases, das sich beim Zusammensetzen als jenes erwies, das der noch Unbekannte in seinen Memoiren beschreibt. Der Mann hat das Glas offenbar am Heizkörper zerschlagen, weil er anscheinend nichts anderes hatte, womit er die Textilien für das Fensterseil zertrennen konnte. Leintuch, Bettbezug, Vorhänge, Badetuch waren zerschnitten und aneinandergknüpft. An einzelnen Scherben befanden sich Spuren der verschiedenen Textilien, so die Polizei. Befestigt hatte er das Seil an den Heizkörperrohren, und dann hatte er sich abgeseilt. Nach dem Befund der Ärzte war der Mann gut am Boden angekommen, denn sein Körper wies keinerlei Spuren von Prellungen oder Brüchen auf. Unmittelbar nach seinem geglückten Abstieg war der Mann einem Herzschlag erlegen. Ein wahrlich tragischer Tod!

*Nun folgt der schon angekündigte Abdruck des Memoirentextes. [Meine verehrten Leser kennen ihn bereits.]*







